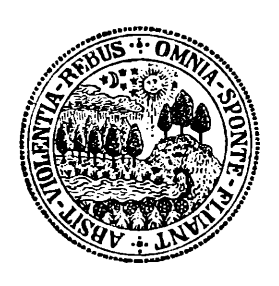
Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Herausgeber und Schriftleiter:
Ferd. Jak. Schmidt und Georg Heinz



INHALT:

29. Jahrgang | Zweites Heft | Februar 1920

Verlag von ALFRED UNGER in Berlin C2

COMENIUS-GESELLSCHAFT

FÜR GEISTESKULTUR UND VOLKSBILDUNG

Begründet von Geh. Archivrat Dr. **Ludwig Keller**

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrages von M. 15.— auf das Konto der C.-G. bei der Mitteldeutschen Creditbank, Depositenkasse K, Berlin C2, Königstraße 51; oder auf das Postscheck-Konto der C.-G. Nr. 212 95 beim Postscheckamt Berlin NW7; oder durch direkte Einzahlung bei der Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin C2, Spandauer Str. 22; oder bei jeder Buchhandlung. Für Mitglieder aus den nachgenannten Staaten ist der Jahresbeitrag festgesetzt wie folgt:

Dänemark 6.50 Kr., Norwegen, Schweden 6.— Kr., Schweiz 7.50 Fr., Spanien 6.75 Pes., Holland 3.60 Gulden, England 6,6 Schill., Belgien, Luxemburg, Frankreich 10.50 Fr., Italien 12.— Lire, Vereinigte Staaten von Amerika, Mexiko 1.50 Doll., Japan 3.50 Yen.

Die Mitglieder der Gesellschaft erhalten die Zeitschrift „Geisteskultur und Volksbildung" kostenlos. Diese erscheint jährlich in 10 bis 12 Heften im Umfange von je 2-3 Bogen. Die Einteilung in „Monatshefte für Kultur und Geistesleben" und „Monatshefte für Volkserziehung" entfällt vom neuen Jahrgang ab. Die Hefte sind auch einzeln käuflich zum Preise von M. 2.50.

Die Mitarbeiter erhalten drei Hefte als Beleg kostenlos zugesandt. Bücher, die in „Geisteskultur und Volksbildung" besprochen werden sollen, sind durch die Post oder auf Buchhändlerweg (Leipz. Komm.: Volckmar — Berliner Bestellanstalt) an den Verlag oder an den Schriftleiter Dr. Georg Heinz, Berlin O34, Warschauer Str. 63 zu senden.

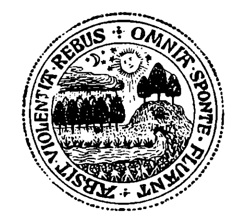
INHALT (Fortsetzung)

Verlag von ALFRED UNGER, BERLIN C2, Spandauer Straße 22

Geisteskultur und Volksbildung

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Schriftleitung:
Prof. Dr. Ferd. Jak. Schmidt
Berlin - Grunewald,
Hohenzollerndamm 55
Oberlehrer Dr. Georg Heinz
Berlin O34
Warschauer Straße 63



Verlag von
Alfred Unger, Berlin C2
Spandauer Straße 22
Jährlich 10-12 Hefte
Preis für den Jahrgang M. 15.-
Einzelhefte M. 2.50
Bezugspreise für das Ausland auf der 2. Umschlagseite

29. Jahrgang | **Zweites Heft** | **Februar 1920**

DER URSPRUNG DER GOTISCHEN DOMBAUHÜTTEN IN ISLE DE FRANCE

Von W. P. Tuckermann †



Die kunstgeschichtliche Forschung hat sich längst nicht mehr mit der allgemeinen Kenntnis der Kunst- oder speziell der Bauwerke begnügt, mit der Aufnahme, Messung, Aufzeichnung und Beschreibung der französischen Kathedralbauten des Mittelalters, bezw. des XII. Jahrh., sondern hat versucht, einzudringen in die individuelle Anteilnahme der ersten Meister, Schöpfer und Pfadfinder, was hier um so wichtiger erscheinen muß, als sich an den gotischen Baugedanken die regste Weiterarbeit der folgenden Geschlechter anknüpft. Es ist kein zweites Beispiel in der Architekturgeschichte des letzten Jahrtausends nachzuweisen, wonach ein so bedeutender Baugedanke so unvermittelt in die Erscheinung tritt, wie die französische Frühgotik, bei einem noch ganz unaufgeklärten Dunkel der bewegenden Umstände. Das ist um so seltsamer, als es sich doch nicht um eine fernste Vergangenheit, sondern um das uns näherliegende XII. Jahrhundert handelt.

Man darf die Forschung nach der Person eines Künstlers nicht unterschätzen, denn wenngleich die allgemeinen Zeitverhältnisse auf das Programm eines Kunstwerks, namentlich eines Bauwerks, sowie auch auf die Bildung des Künstlers den größten Einfluß haben, so tritt doch seine eigene Individualität, seine ganz bestimmte Persönlichkeit und Auffassungsart bestimmend hervor, oft sogar gegenüber der Allgemeinheit eigenartig entwickelt, wie eine plötzliche Gottesoffenbarung.

In allen Kunstgebieten sucht man daher solche mit dem Namen, mit der Person zu bezeichnende Ecksteine für den Aufbau der neuen Kunstrichtung und Kunstblüte, die das Recht besitzen, dieser Richtung den Stempel ihres Namens aufzudrücken, den jedenfalls die Kunstgeschichte aus der allgemeinen Zeitwürdigung heraussondern muß. Das ist ein Akt der Gerechtigkeit und Wahrheit, dem auch die übertriebene Bescheidenheit der mittelalterlichen Dombauhütten sich nicht ent-

ziehen darf. Wenn man bisher in diesem gerechtfertigten Aufklärungsstreben meist schon vor der Mauer, welche die frühromanischen Klosterbauschulen umschließt, halt machen mußte, so beklagt man es zwar, aber beugt sich in ehrender Anerkennung vor der Gesinnung und Demut jener Meister, die absichtlich als Persönlichkeit verschwinden und nur als Glieder der Kirche, durch die Korporation ihres Ordens wirksam erscheinen wollten, um die Kirche in allem als den alleinigen Geist, als die einzige Quelle der Schönheit, als die Kraft und den Fortschritt zu zeigen!

Was aber bestimmte die Meister der folgenden Kunstepoche, der sogenannten gotischen Kirchenbaukunst, Laienbaumeister, die doch konstruktiv wie künstlerisch in Form, Farbe und Bildgedanken ein dem früheren fast entgegengesetztes Neues boten, so ganz und gar im Dunkel der Verschwiegenheit zu verbleiben, daß fast alle Namen jener Künstler verloren gegangen sind, daß selbst die Geburtsstätte dieser Kunst in Vergessenheit geriet und erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Deutscher (Mertens) den Franzosen nachweisen mußte, daß diese großartigste Kunstbewegung nicht eine deutsche, sondern eine französische Erfindung sei, die nicht den Namen „gotische“, sondern „fränkische“ Baukunst führen müßte, wie sie tatsächlich zu ihrer Geburtszeit opus francigenum genannt ist. Das Interesse hierfür steigert sich um so mehr, als es sich nicht bloß um einzelne französische oder deutsche Meister handelt, sondern die neue, bald international sich ausbreitende Kunstlehre ihre Pflege in festgegliederten Schulen fand, den Dombauhütten, die vielleicht schon seit dem Ende des XII. Jahrhunderts in Nordfrankreich, der Isle de France genannten, Paris als Mittelpunkt umfassenden Domaine du roi bestanden haben, sicher aber seit dem Anfang des XIII. Jahrhunderts. Wenn diese Behauptung ihren Beweis erst im nachfolgenden finden wird, so muß doch auf die bekannte Tatsache schon hingewiesen werden, daß wenigstens in Deutschland das Bestehen der in Dombauhütten organisierten Laienbaumeister später feststeht. Eine alte Trierer Urkunde von 1397 veröffentlicht die Statuten der dortigen Steinmetzbrüderschaft, und hochberühmt sind die Hütten von Straßburg, Köln, Wien und Bern, welche die Spitzen der vier Bezirke bildeten, in welche das deutsche Reich für diesen Zweck geteilt war. Es ist also eine Tatsache, daß wenigstens in Deutschland die großen gotischen Kathedralen des Mittelalters durch die Dombauhüttenleute gebaut sind und nicht von den Steinmetzzünften, welche seit dem Erstarken des städtischen Geistes in den Hauptstädten der Bistümer sich im Anfang des XIII. Jahrhunderts gebildet haben. Es ist aber ferner auch Tatsache, daß die dem gleichen Geist entstammenden gotischen Dombauten Frankreichs die älteren und ursprünglicheren sind, dem fränkischen Geist ganz und gar zugehören und somit auch auf die gleiche Art von Dombauhütten als Geburtsstätten zurückzuführen sind, da Deutschland erst von Frankreich her befruchtet ist. Nur besondere politische Verhältnisse tragen die Schuld daran, daß sie in Frankreich niemals zu einer offen bekannten Organisation gelangt sind, so wie die Deutschen, ja, daß sie frühzeitig wieder ganz verschwinden. Um ihr Wesen zu erkennen, möge zuerst der wahrscheinliche Zusammenhang der gotischen Laienarchitektur mit den klösterlichen Bauschulen beleuchtet werden, denn auch das ist eine Tatsache, daß die französische Frühgotik hauptsächlich den Erfahrungen der dortigen romanischen

Klosterbauten ihre Anregung und Fortschritte verdankt. Der Hauptkenner der französischen Gotik, Viollet le Duc, weist darauf hin, daß gegen Ende des X. Jahrhunderts die Abtei Cluny und ihre Dependenz, das Kloster Vezelay, den Ruhm einer Rettung der alten römischen Kultur auch im Bauwesen beanspruchen können. Ja, noch im folgenden Jahrhundert werden von hier aus alle Lehren der Kunst und Wissenschaft bis nach Spanien und Polen geholt. Aber die Blüte der Klöster wird zum Anfang des XI. Jahrhunderts durch die kulturell bedeutsamste Erstarkung der Städte gebrochen, wie Le Mans, Cambrai, Saint Quentin, Laon, Amiens, Beauvais, Soissons, Orleans, Sens, Reims, deren Tendenz dahin gerichtet sein mußte, für ihre städtischen Korporationen gegen die alles behindernde Übermacht der Klöster Selbständigkeit und Privilegienschutz zu erkämpfen. Ein Beispiel dafür bietet die Stadt Nevers, die, trotzdem sie durch den dem Kloster Cluny geltenden Fremdenverkehr ihre Hauptvorteile genoß, sich dennoch gegen die Klosterleute auflehnen mußte und hierbei von dem Grafen von Nevers unterstützt wurde. Der Graf schwört den Bürgern Treue und verspricht, sie als Kommune anzuerkennen. Namentlich infolge der Kreuzzüge erweiterten sich die Rechte der Städte. Aber auch das französische Königtum fühlte sich von der klösterlichen Macht, dem Besitz der toten Hand, überall beschränkt und trat auch auf die Seite ihrer Gegner. Als dritter Bundesgenosse verband sich dann noch mit der Souveränität und den Städten die Episkopalgeistlichkeit, die den wachsenden Luxus der Klöster als unkirchlich ansah und in den wachsenden Städten die kirchliche Macht durch große, neu zu errichtende Kathedralbauten für den Gebrauch des Bürgertums rechtzeitig zur Entfaltung bringen wollte, und zwar in der Mitte der Städte, denn die alten Klöster lagen meist inmitten ihrer Latifundien, außerhalb der Stadtmauern. Das XI. Jahrhundert führt überdies einen gewaltigen Umschwung der Weltanschauung mit sich durch die seit 1096 begonnenen Kreuzzüge und die Kenntnis der hochentwickelten Kultur des Orients. Der Rationalismus verbreitet sich in der Kirchenlehre, selbst unter den Häuptern der Kirche. Man braucht bloß auf Abailard hinzuweisen, der 1122 zwar auf dem Konzil zu Soissons verurteilt wurde, aber doch eine Schule gründete, der Männer wie Roger, Bacon, Albertus Magnus u. a. angehören. So machte sich in allem ein Geist der Freiheit und des Fortschritts geltend. Man nimmt für die neuen Kirchenbauten die Programmbestimmung auf, daß sie die Form großer Versammlungsräume für die Stadtgemeinde anzunehmen hätten, um hier auch profane Beratungen abzuhalten, ja selbst um fröhliche Feste darin zu feiern. Man braucht somit weite, lichtvolle, gewölbte Räume mit einem geringsten Einbau von Vertikalstützen, was zu der die Gotik ganz besonders charakterisierenden Konstruktion führte, zu den außerhalb des Kirchenschiffs liegenden Strebepfeilern und den die Gewölbelast auf sie abstützenden Strebebögen. Immer aber kommt man bezüglich der Fortschritte des Baues zurück auf den Benediktinerorden, der im X. bis XII. Jahrhundert besonders durch seine burgundische Stiftung Cluny und Vezelay Europa kultivierte. Schon im XII. Jahrhundert entstanden um die reicheren Klöster herum städtische Ansiedelungen mit freien Handwerkern, wie Gerbern, Webern, Schmieden, Zimmerleuten und Maurern, die zumeist durch das Kloster ihre Arbeit hatten, aber auch außerhalb desselben Arbeit annahmen. So ließen die Zisterzienser ihre Außenarbeit

(Meliorationen) nur durch Laienarbeiter ausführen. Das gleiche Prinzip befolgten auch die geistlichen Ritterorden, welche sich in Ritter, Geistliche und Laienservienten gliederten. Aber das XII. Jahrhundert bringt noch einen weiteren Umschwung gegen die Klösterkultur dadurch, daß neue Bildungsstätten außer den Klöstern sich auftun, wie z. B. sich die Universität Paris bildet. Als 1120 Otto, Sohn des Leopold von Österreich, in das Kloster Morimond eintrat, schickte ihn der Abt nach der Pariser Universität. Ja, die Klöster bildeten bald in Paris ihre eigenen Filial-Hochschulen. So baut Cluny dort seinen Pariser Konvent in St. Martin des Champs. Die alten Klöster dagegen wurden durch den Geist der Zeit in die feudale Strömung hineingerissen, so daß sie selbst ihre Sitze mit Befestigungen versehen und fürstliche Absteigequartiere erbauen. Im Klosterleben nehmen sodann diesem Hochmut entgegen die Dominikaner und mit Franciscus von Assisi 1209 die fratres minores immer mehr die führende Stellung ein, unter dem Zurücktritt der Benediktiner, aber vergebens, denn es entwickelt sich im XI. u. XII. Jahrhundert das städtische Leben immer mehr, wie z. B. 1138 Reims sich als Kommune einrichtet, mit den immer gleichartig wiederkehrenden städtischen Bauten, einem großen Stadtturm, Beffroi, auf dem Markt, einer Kirche, einem Hospital und den Mauerbefestigungen. Namentlich Flandern ist noch heute reich an derartigen alten Bauanlagen, welche von Laienarchitekten gebaut sind. In den Städten schließen sich die Gewerkschaften zusammen, so daß Werkmeister und Arbeiter Mitglieder einer Korporation sind. Und in diesen Kreisen der Laienmeister wirkt die angestachelte Konkurrenz, so daß der Ehrgeiz die Entfaltung der Persönlichkeit fördert.

Das sind nun die Verhältnisse, aus denen die ersten Dombaumeister hervorgehen, die ihre Stellung ebenso gegen die feindseligen Klosterbauschulen, wie auch gegen die neidischen Gewerkschaften schützen müssen. Wie jede neue Kunstbewegung zuerst nur von einem einzigen erfindenden Kopf auszugehen pflegt, der sie dann einem kleineren Kreise von Anhängern mitteilt, ehe sie weitere Anerkennung findet, so muß dies auch bei der gotischen Kunst um das Jahr 1140 stattgefunden haben und mag als der erste zielbewußte Anwender der Abt Sugerius angenommen werden[1]). Im Übrigen ist bekannt, daß die neue Baukunst als ein Geheimnis technischer und künstlerischer Art zuerst vom Vater auf den Sohn, bezw. auf die engere Familie übertragen ist und sich die die Schule bildenden Anhänger ihre Geheimnisse nur gegenseitig mitteilten. Das ist der erste Anfang des vielbezweifelten, aber zweifellosen Hüttengeheimnisses. Dieses Zusammenarbeiten in einem Verband, der ja auch dem Korporationsgeist der Zeit entspricht, ist hauptsächlicher Grund für die überaus schnelle und überraschende Entwicklung der gotischen

[1]) Die technische Bildung der Äbte wird auch aus einem Beispiel in England erhärtet, woselbst die Ausbildung der spätenglischen Gotik, welche den Tudorbogen erfand und Perpendicular-Stil genannt wird (a. c. 1330), auf den Meister Wilhelm von Wykeham zurückgeführt wird, der später Bischof von Winchester wurde. Als Baumeister des Königs, dann als Bischof selbst bauend, führte er eine Reihe von Werken aus, unter denen die Hauptkirche zu Winchester die bedeutendste ist. In diesem Stil ist auch die Halle im Schloß Westminster und die Georgskapelle des Schlosses Windsor 1350 von William erbaut. Inwieweit er der Bauhütte angehört hatte, ist allerdings nicht bekannt.

Kunst in den vielfachen, nunmehr aufeinander folgenden Kathedralbauten[1]). So umfaßt diese erste Blütezeit die Nôtre Dame de Paris mit ihrem Chor von 1163—1177, ferner die Kathedralen von Chartres, Laon, Sens und Amiens, so daß schon in der Zeit von 1210—1230 die volle Beherrschung des Stiles eingetreten ist und die folgende Zeit nur noch die Verallgemeinerung durchführt. So geht diese Kunst auch in die Nachbarländer über, weniger südwärts, besonders nord- und ostwärts und breitet sich außer in Spanien namentlich in England und Deutschland aus. Schon 1177 ward der Meister Wilhelm von Sens nach England berufen, um nach dem Brand der Kathedrale von Canterbury die Wiederherstellung des Chores in dem neuen Stil zu bewirken. Mit dem Bau der Kathedrale in Köln erfolgt ferner die hauptsächlichste Überführung der Gotik nach Deutschland (1248) unter Benutzung des Planes der 1220 begonnenen Kathedrale von Amiens als Vorbild. In Deutschland zeigt sich in größerer Klarheit die gleiche Hüttenorganisation. Ihr Geheimabschluß dient vorerst der Bewahrung ihrer Bauerfahrungen und Konstruktionsregeln, dann der erfolgreichen Erziehung ihrer Bildhauer- und Steinmetzlehrlinge technisch und ethisch. Somit ist die Bauhütte neben der Arbeitsstätte eine Bauschule, in welcher namentlich für den Bildhauer bibelgeschichtliche und ethische Fragen behandelt wurden, wie die Gleichartigkeit der symbolischen Darstellung von metaphysischen Gedanken in den Skulpturen der verschiedensten Kathedralen erweist. War der Werkmeister der Lehrer für die technischen Fragen, so möchte der geistliche Bauherr, der etwa als Ehrenmitglied eingeführte geistliche Gelehrte für den Unterricht in der Philosophie gesorgt haben. Eine solche Verbindung mit der Geistlichkeit scheint zwar eine gewisse Strenggläubigkeit dieser Bauhütten zu gewährleisten, nichtsdestoweniger hat die weitverbreitete Häresie jener Zeit wahrscheinlich schon um das Ende des XII. Jahrhunderts in Paris auch die Bauhütten ergriffen, die aber unter der symbolischen Form ihrer Darstellungen keinen Anstoß erregt haben. Wahrscheinlich haben ferner die französischen Hütten schon damals mit ihren sonstigen Geheimlehren auch diese häretische Gnostik nach Deutschland mitgeteilt. Es findet sich ferner bei dieser Geheimlehre ein höchst wahrscheinlicher Zusammenhang mit dem Gnostizismus der Tempelritter, wie ja auch eine fortlaufende Tradition eine Verbindung derselben wenigstens mit den alten englischen Baulogen behandelt. So hochgehend zwar grade im XII. und XIII. Jahrhundert die hieratischen Anschauungen und Anforderungen der Päpste, z. B. Gregor VII., waren, so viel weit verbreiteter war doch die Häresie, namentlich in Südfrankreich z. B. bei den Albigensern und Waldensern, aber auch bis nach der Nordsee, nach Bremen, zu den Stedingern. Es sollen sich von alters her Reste gnostischer und manichäischer Sekten erhalten haben, welche die Laienpredigt forderten und das dogmatische Kirchentum verwarfen, unter einem engeren Anschluß an die Bibel. Auch bei den Templern wird dieser Gnostizismus die Hauptsache ihrer Häresie gebildet haben, da man die Scheußlichkeiten, die der Prozeß von 1307 ihnen vorwarf, kaum glaubhaft finden kann. Namentlich galt bei ihnen die altgeübte

[1]) Für ihre schnelle, fast internationale Verbandsverbreitung findet man aber nur die Erklärung, daß diese Bauhütten eine Stütze an einer ähnlich international zusammenhängenden und wirksamen Macht fanden, wie es beispielsweise der größte Ritterorden war, als Gegner der klösterlichen Machtentfaltung, worüber später näheres ausgeführt wird.

Zahlensymbolik der Gnostiker. Schon die Zahl der Stifter war auf 9 festgestellt. Nach neun Jahren konnten erst weitere Aufnahmen stattfinden. Die Zahl 3 spielt ferner eine große Rolle, wie auch an den Gräbern der Templer nebst Kreuz und Schild das gleichseitige Dreieck angebracht ist. Auch in der sechseckigen Form ihrer Kapellen, „der Tempel", welche in kleinen Abmessungen meistens zu neun Meter Durchmesser in jeder Kommende zu finden waren, wo neben den ritualen Handlungen die mitternächtlichen Ritterkonvente abgehalten wurden, ist eine solche Symbolik durchgeführt. Bekanntlich hatten Hugo de Payens und Gottfried von St. Omer 1118 den Gedanken gehabt, eine religiös-kriegerische Genossenschaft zum Schutz der Pilger zu stiften. Der König Balduin genehmigte dies, bestritt auch zuerst ihren Unterhalt und gab ihnen eine Wohnung in seinem Palast, nahe der Stelle, wo der Salomonische Tempel gestanden hat, daher der Name Templer. Ihre Kommenden-Tempel gehen jedoch auf Erinnerungen an die heilige Grabeskirche hinaus. Auf dem Konzil zu Troyes 1128 erhielten sie ihre Regel mit den 3 Abteilungen der kämpfenden, geistlichen und dienenden Brüder. Bald zur höchsten Blüte gelangt, sind sie die mächtigste Stütze der Päpste, von denen sie allein Befehle annahmen, denen sie allein unterstellt sind, ihren Intentionen mit den größten Opfern dienen, aber auch von ihnen Freiheiten aller Art bewilligt erhielten. Was ihre angeschuldigte Häresie betrifft, so mag dieser Vorwurf besonders auf Einflüsse der südfranzösischen Albigenser zurückzuführen sein. Nach Kugler „Geschichte der Kreuzzüge" ist diese gefährliche Richtung des Ordens erst um das Jahr 1218 anzusetzen, als bei der Belagerung von Damiette der unerträgliche Hochmut des die Kurie vertretenden Kardinals Pelagius die Ritter empörte, wie auch die grausame Niederwerfung der Albigenser in der Schlacht von Muret 1213 viele Ritter bei ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Gemordeten aufs höchste verletzte. Beim Bau ihres großartigsten syrischen Schlosses „des Pilgerschlosses" 1219 soll die häretische Geheimlehre eine große Rolle gespielt haben, doch wird dies wohl nur auf den längst bekannten Gnostizismus mit seiner Zahlensymbolik in Form und Bemessung der Räume Bezug gehabt haben.

Da nämlich die provinzialen Kommenden-Tempel des Ordens schon früher Rücksicht genommen hatten auf die gnostische Zahlensymbolik, so wird man die Zeit der hauptsächlichsten baulichen Einrichtung in Frankreich 1150 auch als die Zeit der vollen Ausbildung ihres ordensritterlichen Lehrgeheimnisses annehmen können. Namentlich in Paris spielen die frühen Templerbauten die, was bedeutungsvoll ist, zeitlich mit den ersten gotischen Kirchenbauversuchen zusammenfallen und 1148 ausgeführt wurden, eine große Rolle. Sie begannen damals auch mit einem sechseckigen Tempelbau (sechseckige Klosterkuppel), dessen Form wieder in einer Sechs-Pfeiler-Rotunde in einem prachtvollen bereits näher bekannten Erweiterungsbau gotischen Stiles wiedererscheint. Dieser ist 1219 ausgeführt, und zwar in der gnostisch-symbolischen Grundrißform des sechsspitzigen Sternes [1]). Da dieser

[1]) Als weitere Belege werden die Templer-Kirchen von London, begonnen 1185, beendet 1240, und Segovia in romanischen Formen vom Jahre 1204 (wahrscheinlich schon älter) mit angeführt. In letzterem Beispiel ist die zwölfeckige Klosterkuppel mit einem mittleren Schlußstein und der Altar in der Mitte der Oberkuppel von Interesse. Die drei Absiden sind spätere Umbauten.

Bau zeugnisgemäß gotisch war, so haben wenigstens in dieser Frühzeit der schon ausgebildeten Gotik die Ritter mit den französischen Bauhüttenleuten in Verbindung gestanden. Das muß auch später der Fall gewesen sein, denn die spätere Kapellenverlängerung des Tempels ähnelt so sehr dem Grundriß und der Bauform der 1243—1251 erbauten hl. Chapelle, daß man den Baumeister der letzteren, den berühmten Pierre de Montereau auch mit den Templern in Verbindung bringen möchte. Wenn also die Templer, die ihrerseits gleichzeitig mit der Entstehung der Bauhütten in Paris und Umgebung Bauten ausführten, besonderes Interesse hatten, ihre Bauten durch Bauleute ausgeführt zu sehen, die Anhänger und Kenner ihrer geheimen Erfordernisse, namentlich in der Zahlensymbolik, waren, so kann man auf einen Zusammenhang der beiderseitigen Geheimlehren, namentlich in der Richtung des Gnostizismus schließen, wobei die Ritter als die im Orient zuerst empfangenden und früher eingeweihten die Bauhütten zuerst beeinflußt haben werden. Das sind allerdings nur Vermutungen, aber es knüpft sich so vieles zusammen, daß schließlich eine gewisse Sicherheit gewonnen wird. Man wird einwerfen können, daß die Ritter ja selbst in ihrer Organisation über eine große Zahl von Bauservienten verfügten, also ihre Bauten allein ausführen konnten. Aber, wenn dies auch sicherlich bei allen ihren militärischen Bauanlagen, wie auch bei dem großen Beffroi, der zum Pariser Temple gehörte, in Anwendung kam, so trat doch noch die künstlerische Ausstattung in Frage, zu der die Bauservienten wohl nicht genügten. Übrigens wird allerdings auch ein Künstler aus ihrer Zahl mit Namen genannt, Raymond de Temple, der nach dem Sturz des Ordens als Baumeister beim Erweiterungsbau des Louvre eingestellt war. Immerhin hatten die Ritter verschiedene Interessen bei dem Zusammenarbeiten mit den Hüttenleuten. Umgekehrt hatten auch die letzteren das größte Bedürfnis der Anlehnung an den mächtigsten Orden, denn die mächtigen Baukapitalien, die beispielsweise für die Pariser Kathedrale in den 50 Jahren von 1168—1220 etwa 70 Millionen Franks betragen haben müssen, konnten sicherlich nicht von den Kollekten oder Ablaßanweisungen des Episkopats zusammengebracht sein, sondern verlangten den regelmäßigen Wochenlohn-Zuschuß eines großen Bankhauses. An wen konnte man aber in jener Zeit als Geldgeber anders denken als an den Ritterorden, das größte international organisierte Bankhaus, das wohl auf Befehl des Papstes behufs Förderung des Baues der antimönchischen Kathedralen das Geld hergab. Noch an eine andere nicht minder schwierige technische Situation wird man aus der Zeit der Frühgotik denken müssen, nämlich, wie die neuen Bauhütten-Meister ihren Ausführungen und Anforderungen bei der machtvollen Entfaltung der Bauten in den ersten 60 Jahren gerecht werden sollten, um die richtige Zahl der Steinmetzgesellen zu beschaffen. Man kann berechnen, daß für die ersten Kathedralbauten von Isle de France in einer Zeit von 20 Jahren mehr als 1000 geübte Steinmetzgesellen nötig waren, Handwerker, nicht Künstler. Wo aber stand eine solche Zahl freier Arbeiter zur Verfügung, zumal die Klöster sich zurückhaltend, selbst feindselig verhielten? Wo anders als beim Orden der Templer, der seine große Zahl von Bauservienten zu Verfügung hatte. Die Templer hatten in Syrien großartige Schloßbauten ausgeführt, Tortosa, Safita, Areymeh, Toron und besonders Athlit, sie besaßen ferner, wie schon erwähnt, sehr viele Kommenden mit Land-

besitz, nicht bloß in Frankreich, sondern in ganz Europa, hatten also hierfür eine große Bauverwaltung nötig, und das alles in einer straffen zentralisierten Organisation mit vielen anderen kaufmännischen Abgliederungen, bei ganz internationaler Verbreitung für Kriegsrüstung und Transportfahrten, für Handel und namentlich Geldgeschäfte, schließlich auch für ihre eigene Landwirtschaft. Ihre Macht war so bedeutend, daß selbst, als sie in Syrien besiegt, ihren Sitz 1291 nach Paris verlegten, sie noch 30000 Angehörige zählten und ungemessene Schätze mit sich führten, welche die Lüsternheit der Krone weckten.

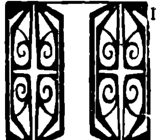
Inwieweit sie ihre sechseckigen Kapellenbauten eng an das Vorbild des heutigen Grabes angeschlossen haben, kann nicht mehr festgestellt werden, denn dieser Bau war im XII. Jahrhundert in Gestalt eines Rundbaues nach Viollet le Duc und Kugler mit kegelförmigem, oben offenem Holzdach. Es ist dies ein hoher, oben abgestumpfter Kegel, der grade über dem heiligen Grabe, welches als kleiner runder Freibau nach Abarbeitung des Felsenbodens, in dem es sich eingeschlossen befunden hatte, nicht besonders hoch hervortrat, sein Oberlicht bildete. Dagegen finden sich für die sechseckige Form der Templerkapellen, die Tempel, Beispiele in Paris, Metz, Laon, Segovia u. a. Es sind sechsseitige Kloster-Kuppelgewölbe, in denen sieh sechs Zylinderabschnittsflächen von der Seite zur Mitte zusammenbiegen und in einem mittleren Schlußstein zusammenfallen. Die Form solcher zu jeder Kommende gehörenden Tempel folgt vielleicht am meisten der gnostischen Symbolik. Zweierlei Reminiszenzen an die heilige Grabesstätte scheinen jedoch die Templer überall mit sich geführt zu haben, um sie als gemeinsames Abstammungszeichen in allen Kommenden zu wiederholen, das ist die sechseckige Form, die in einem noch nicht aufklärbaren inneren Zusammenhang mit der heiligen Grabeskirche gestanden haben muß, und eine kreisrunde Platte als Erinnerung an den innersten runden Grabesbau unter dem Oberlicht. Vorläufig muß dieser letztere Zusammenhang noch als eine Konjunktur gelten, die aber durch ein merkwürdiges Bild eine nähere Bestätigung und Erklärung findet, wobei noch weiter als Annahme zugefügt werden möge, daß die runde Platte in den Tempeln die Mitte des sechseckigen Plattenfußbodens gebildet habe.

Es muß nämlich behauptet werden, daß die beiden Kupferstiche von Dürer und Beham, beide mit der Bezeichnung „Melancholie“ , die Bauhüttenlehre, soweit sie wenigstens die Nürnberger Dombauhütte betrifft, behandeln, auf denen zugleich jene gemeinsamen Tempel-Zubehörstücke mit zur Darstellung gelangt sind, in dem Dürerschen Melancholie-Kupferstich mit dem vollständigen Inhalt der dem Templer-Gnostizismus verwandten ethischen Hüttenlehre, bei Beham mit dem Hauptteil derselben. Durch diese folgende Erklärung der beiden Kupferstiche der sogenannten „Melancholie“ soll erhellen, einerseits der Beweis, daß die Bauhüttenleute, was Zweifler verneinten, ein Hüttengeheimnis ethischer Lehrweise besaßen und nicht bloß konstruktiv technische Unterweisungen, und zweitens, daß sie in einem gewissen, geheim gehaltenen Zusammenhange mit dem Templer-Orden standen, an welche Verbindung sie noch 200 Jahre nach dem Sturz des Ordens sich erinnerten.

(Schluß im nächsten Heft.)

EINE AKADEMIE DER DEUTSCHEN SPRACHE

Von Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz



In Deutschland fehlt es bisher an einer selbständigen, von den Akademien „der Wissenschaften", als solchen, unabhängigen, den gleichen Zwecken, wie die „Académie Française" in Frankreich, dienenden, „Deutschen Akademie". Bereits Emil du Bois-Reymond träumte sie und hat die Bahnen in seiner Rede vom 26. März 1874 über eine „Akademie der deutschen Sprache" vorgezeichnet.

Sieht man unbefangen zu und vergegenwärtigt sich, daß die verschiedenen in Deutschland bestehenden Akademien der Wissenschaften ihrem Wesen und ihrer Zusammensetzung nach „allgemeine" sind, so wird sofort deutlich, daß sie zur Lösung von Aufgaben, wie sie einer „Deutschen Akademie" zufallen würden und müßten, nicht befähigt sein können. Die Aufgaben einer Akademie der Wissenschaften sind von denen einer Akademie der Sprache ihrem Wesen nach verschieden und müssen verschieden sein. Diese Verschiedenheit wird am besten gekennzeichnet durch den Gegensatz der Worte: Inhalt und Form. Die Aufgabe einer „Akademie der Sprache" ist die Festsetzung der äußeren Gestalt der Sprache.

„Soll man von Reinheit und Richtigkeit der Sprache reden können, so muß diese allgemein gültig festgestellt sein," sagte du Bois-Reymond damals mit Recht. Diese allgemein gültige Feststellung besorgt für das Italienische die Accademia della crusca, für das Spanische die Spanische, für das Französische die Französische Akademie.

In diesen Akademien sitzen und in eine solche Akademie der Sprache gehören Männer, die in eine Akademie der Wissenschaften, in eine Akademie von Gelehrten, nicht passen würden, und umgekehrt.

Endlich sind auch die Aufgaben, die sich die Akademien der Wissenschaften in Deutschland gestellt haben und deren Lösung sie in erster Linie anstreben müssen, so gewaltige, daß nicht abzusehen ist, woher von ihnen die Zeit und die Kraft und die Mittel genommen werden sollten, auch noch die gleichfalls gewaltige Aufgabe, die einer Akademie der deutschen Sprache zufallen würde und müßte, in Angriff zu nehmen und zu lösen.

Das deutsche Volk, diesen Begriff im weitesten Sinne verstanden und alles, was deutsch spricht, umfassend, bedarf einer allgemein gültigen Feststellung der äußeren Gestalt seiner Sprache auf das dringendste. Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt ist die Inangriffnahme dieser Aufgabe vielleicht erreichbar. Ist sie aber erreichbar, so muß sie erfolgen. Jeder Gebildete hat den schreienden Übelstand schon empfunden, der darin liegt, daß man zwar ganz bestimmt gewisse Dinge als Fehler gegen die Rechtschreibung, als Sprachfehler oder als Satzbaufehler bezeichnen kann, daß man aber in einer Unzahl von Fällen nicht weiß, was richtig ist. „Nach wie vor haben wir ..... für die gangbarsten Worte mehrere Schreibweisen, für viele Zeitwörter zwei Arten von Beugung ohne allgemein anerkannte Regel für den Gebrauch", bemerkte du Bois-Reymond treffend. Es ist noch heute, nach 45 Jahren nicht viel anders. Jeder Gelehrte, jeder Schriftsteller, jede Zeitschrift

haben eigentlich ihre eigene Rechtschreibung. Nicht besser steht es mit der Aussprache. Es ist noch genau wie damals, als du Bois-Reymond sagte: „Mit seltenen Ausnahmen spricht jeder Deutsche, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Nicht bloß jede Landschaft besteht in Aussprache, Wortbildung und Wortfügung auf ihren Eigenheiten, sondern jeder einzelne hat dergleichen von Eltern, Pflegerinnen überkommen oder selber sich ausgedacht.“ Selbst die Bemühungen zur Festsetzung einer „Bühnensprache“ sind in den Anfängen stecken geblieben. Und nun gar die Klarheit des Ausdrucks und der Satzbau! Treffen die Worte du Bois-Reymonds nicht noch heute auf die Mehrzahl der Deutschen zu: „Wir sind schon sehr zufrieden, wenn der Ausdruck den Gedanken ungefähr deckt, und auf einen kleinen Denkfehler kommt es nicht an,“ und: „Hand in Hand mit der Gleichgültigkeit gegen die formale Seite der Sprache geht bei den Deutschen die Vernachlässigung des Stils“?

Ist das ein Zustand, der eines großen und edlen Volkes würdig ist? Schlagend antwortet auf diese Frage du Bois-Reymond: „Hundert Jahre nachdem der junge Goethe wie der leuchtende Gott der Dichtung unter uns trat“ ..... müssen wir uns „vor dem Auslande unserer sprachlichen Zustände schämen, die eines großen Kulturvolkes unwürdig sind und uns auch wirklichen Nachteil bringen.“ Unter diesen Nachteilen führt er treffend an, daß diese Zustände wesentlich dazu beitragen, „den Fremden das Erlernen unserer Sprache zu verleiden und ihr den Wettstreit als Weltsprache mit Englisch und Französisch unmöglich zu machen“; ferner, daß „die auffallende Fehlerhaftigkeit des deutschen Druckes im Vergleich zum englischen und französischen, wie Sachverständige versichern, zum Teil darauf beruht, daß der deutsche Setzer nicht bloß die deutsche Rechtschreibung im Kopfe haben, sondern auch die seines jedenmaligen Autors beachten muß“.

Das ist aber nur ein Teil der Aufgabe.

Durch den Weltkrieg und seine Folgeerscheinungen haben die Verdeutschungsbestrebungen, die Bemühungen, die deutsche Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern zu reinigen, entbehrliche Fremdwörter durch deutsche Wortbildungen zu ersetzen, solche im Bedarfsfalle zu erfinden, an Kraft und Ausdehnung wesentlich gewonnen.

Nach dem Vorausgeschickten ist es nun nicht schwer, einer „Deutschen Akademie“ ihre Aufgabe vorzuzeichnen. Es ist die Feststellung der äußeren Gestalt der deutschen Sprache. Sie hätte vor allem ein Wörterbuch der deutschen Sprache nach dem Muster des „Dictionaire de l'Académie Française“ zu schaffen, in dem die Rechtschreibung und die richtige Aussprache allgemein gültig festgestellt, unschöne Wortbildungen ausgeschieden, falsche Satzbildungen und Redewendungen als solche gekennzeichnet, passende Verdeutschungen für entbehrliche Fremdwörter angegeben würden. Auch die Anlage dieses „Dictionaire“ ist mustergültig, die die Fremdwörter und ihre „Übersetzung“ in die Landessprache in einen Ergänzungsband verweist. Da aber die Sprache nicht ein Ding ist, das durch eherne, unveränderliche, feste Gesetze gebunden werden kann, da sie etwas Lebendes, Bewegliches, Fließendes, sich in steter Entwicklung Befindliches ist, so müßte die „Deutsche Akademie“, wenn erst das Wörterbuch fertig vorliegt, durch ständiges Weiterbauen und We arbeiten, durch Veranstaltung von entsprechend

veränderten und vermehrten Neuauflagen, diesem Leben der Sprache gerecht werden. Mehr kann ein derartiges Gesetzbuch der Sprache nicht leisten. Aber die „Deutsche Akademie“, die dieses Gesetzbuch zu schaffen hätte, kann mehr.

„Die äußere Anerkennung literarischen Verdienstes durch Aufnahme in die Akademie und durch Preise würde ..... unfehlbar ..... Wetteifer in richtiger und schöner Behandlung der Sprache erwecken, und allmählich dahin führen, daß die schmähliche Gleichgültigkeit gegen die Form der Rede und die barbarische Geringschätzung stilistischer Bemühungen einem Streben nach Vollkommenheit und einem Gefühle für nationale Würde auch in diesen Dingen weiche,“ sagte du Bois-Reymond, und das ist unbestreitbar richtig. Die „Deutsche Akademie“ müßte demnach durch das Verleihen von Preisen für besondere Schönheit der Form an die Verfasser von deutschen Schriftwerken aller Art den Trieb wecken und fördern, auf die Schönheit der Form erhöhten Wert zu legen. Sie würde damit von selbst den Sinn dafür auch in weitesten Kreisen verbreiten. Ihr bloßes Bestehen würde schon in diesem Sinne wirken durch die jedem, der mit der Feder tätig ist, gewährte Aussicht, als Siegespreis einen Sitz in ihr oder wenigstens die Auszeichnung einer „angegliederten“ (auswärtigen) Mitgliedschaft, zu erlangen. Daß das Bestehen einer großen Akademie der Sprache einen derartigen Einfluß tatsächlich ausübt, zeigt das Beispiel Italiens, Spaniens, Frankreichs.

Es wäre ungereimt, behaupten zu wollen, das sogenannte „schöne“ Schrifttum der Deutschen stände dem „schönen Schrifttum“ der genannten Länder hinsichtlich der Form der Sprache im großen und ganzen nach. Aber es ist nicht das, worum es sich handelt. Nicht darum kann es sich handeln, zu erstreben, daß in dem „schönen Schrifttum“ Deutschlands mehr Wert als bisher auf die Schönheit der Sprache gelegt wurde. Daß das „schöne“ Schrifttum der Schönheit der Sprache nicht entraten kann, weiß jeder bessere Schriftsteller in Deutschland so gut wie ein anderer. Aber es ist ebenso unleugbar, daß z. B. die französischen Gelehrten, wie du Bois-Reymond anerkennt, „stets große Sorgfalt auf die Form ihrer Werke gelegt haben,“ daß die französische Presse das gleiche tut, daß die meisten Kreise in Frankreich die Schönheit der Sprache wohl zu würdigen wissen. Alles das ist in Deutschland leider in viel geringerem Grade der Fall. Daß dem in Frankreich so ist, ist aber ohne jeden Zweifel zum größten Teil eine Folge des Bestehens und Wirkens der Académie Française.

Es verlohnt sich, zuzusehen, wie eine „Deutsche Akademie“ zusammengesetzt und eingerichtet sein müßte, um diese Aufgabe zu erfüllen.

Die französische Akademie hat vierzig Mitglieder, die spanische deren sechsunddreißig, die „der Crusca“ zu Florenz deren zweiundvierzig. Legt man die Zahl vierzig zugrunde, so würde man alles vereinigen können, was in Deutschland mit Fug der Aufnahme wert erscheinen müßte. Vier Gruppen von Männern gehören in eine solche Akademie. Die erste Gruppe (ungefähr 10) hätte eine Anzahl der hervorragendsten deutschen Schriftsteller zu umfassen. Die zweite (ungefähr 20) eine Anzahl von gelehrten Männern aller Wissenschaften und aller Berufe, die sich durch besondere Schönheit der Sprache in Wort und Schrift auszeichnen. Die dritte und vierte Gruppe (jede ungefähr je 5) hätte die Gelehrten der deutschen Sprache und die der Geschichte des schönen Schrifttums zu enthalten.

Von diesen vierzig Mitgliedern müßten zwanzig in Berlin und Umgegend wohnen, zwanzig über das übrige Gebiet des neuen deutschen Freistaates verteilt sein. Das wären die „ordentlichen“ Mitglieder. Hinzu könnte eine höchstens ebenso große Zahl von „außerordentlichen“ (angegliederten; auswärtigen) Mitgliedern treten.

Die Herausgabe des Wörterbuchs müßte durch einen besonderen von der Akademie aus ihrer Mitte gewählten Ausschuß erfolgen. In Paris besteht dieser Ausschuß aus sechs Mitgliedern. Die Besetzung freiwerdender Stellen der Akademie müßte unbedingt durch Wahl erfolgen. Die erste Ernennung der sämtlichen Mitglieder allerdings auf andere Weise.

Ein Hindernis erheblicher Art, auf das eine Festlegung der Sprache stoßen könnte, ist dieses: zur Wirksamkeit eines Gesetzes gehört immer zweierlei. Es muß einmal des Gesetz selbst da sein. Es muß ihm andrerseits die Kraft eines Gesetzes beigelegt sein.

Das wäre nur zu erreichen, wenn die „Deutsche Akademie“ vom neuen deutschen Freistaat gegründet wird. Leider war es bisher schwer glaubhaft, daß es hätte gelingen können, die sämtlichen bisherigen Bundesstaaten Deutschlands für den Gedanken der „Deutschen Akademie“ zu gewinnen. Noch schwerer wären sie wohl dazu zu bringen gewesen, sich schon bei der Gründung und auf einmal für alle ihre Behörden und ihre sämtlichen Schulen der Entscheidung einer solchen Akademie zu unterwerfen. Eine bloße „Preußische Akademie der deutschen Sprache“ hätte das Ziel kaum erreichen können. Geistreich und treffend sagte über diesen Punkt du Bois-Reymond: „Die Hindernisse, auf welche ..... eine Akademie der deutschen Sprache bei Lösung ihrer Aufgabe noch immer stoßen würde, sind nicht zu gering, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen. Ihre Mitglieder wären ebenso viele Verkünder ihrer Entscheidungen. Sie geböte schon über mächtige Mittel, wenn ..... wissenschaftliche, politische, städtische Körperschaften, gelehrte und literarische Vereine, Buchdrucker und Verleger, die höhere Tagespresse, vor allem die Schulbehörden ihr mit gutem Willen entgegentreten. Der Beistand der Reichs- und der preußischen Behörden wäre ihr gewiß, die Behörden der anderen Einzelstaaten würden den ihrigen kaum versagen. Ein sehr großer Teil des literarischen Deutschlands wäre auf diese Weise umfaßt, in welchem die Akademie den formalen Teil ihrer Aufgabe, Kodifikation der Sprache, sicher durchführen könnte.“

Das ist alles heute noch mehr oder weniger wahr! Bei der Zweihundertjahrfeier der Akademie der Wissenschaften zu Berlin ist die Zahl der Mitglieder der „philosophisch-historischen Klasse“, dieser gelehrten Körperschaft, um drei vermehrt worden mit der Bestimmung, daß diese drei Sitze vorwiegend mit „Gelehrten der deutschen Sprache“ besetzt werden sollen, unter besonderer Betonung der Aufgabe der Akademie, die deutsche Sprache zu pflegen. Das bekannte Gutachten der Akademie in der Verdeutschungsfrage hat aber schlagend bewiesen, daß die „Akademie der Wissenschaften“, oder ihre „philosophisch-historische Klasse“, in ihrer jetzigen Zusammensetzung für die Erfüllung der oben näher umschriebenen Aufgaben nicht geeignet sind. Du Bois-Reymonds geistreiche Anregung fiel seinerzeit auf dürren Boden. Namentlich die Akademie der Wissenschaften verhielt sich ablehnend. Noch zehn Jahre später verspottete Mommsen die „Deutsche Akademie“ als das „Mediokritätenbouquet“, das „eine nur aus Berliner Poeten zusammengesetzte Akademie bieten

dürfte", in dieses Witzwort das große Bedenken kleidend, ob die geeigneten Männer in genügender Zahl in Berlin vorhanden wären. Dieser Einwand sollte eigentlich keiner Widerlegung bedürfen.

Vor allem handelt es sich nicht um eine bloß aus „Berlinern", noch weniger um eine bloß aus „Poeten" zusammenzusetzende Akademie. Über die Gruppeneinteilung einer „Deutschen Akademie" wurde das nötige bereits gesagt. Wird heute noch jemand im Ernste Deutschland das Armutszeugnis auszustellen wagen, daß sich nicht zwanzig Männer, geeignet zu dieser hohen Aufgabe, fänden, die opferwillig genug wären, ab und zu nach Berlin zu einer Sitzung zu reisen? Wird jemand im Ernste das geistige Leben Berlins, die wissenschaftlichen Anstalten, die Akademie der Wissenschaften, die Hochschule, so niedrig bewerten, daß sich nicht in Berlin andere zwanzig Männer fänden, denen man die Festsetzung der richtigen Form der deutschen Sprache anvertrauen kann? Und schließlich fiele doch die Hauptarbeit dem von der Akademie zu wählenden Ausschusse für das Wörterbuch zu. Der Einwand, es fehle an geeigneten Männern, ist gewiß gegenstandslos. Das letzte erhebliche Bedenken: die bewegliche Sprache vertrage keine sie versteinernde Gesetzgebung, wurde schon vorhin widerlegt.

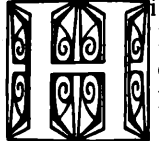
Groß ist das Ziel und es ist erreichbar: erreichbar mit verhältnismäßig geringen Mitteln. Als der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1901 für eine „Akademie der deutschen Sprache" eintrat und seine Arbeit dem bekannten Ministerialdirektor Friedrich Althoff unterbreitete, sagte ihm dieser: „Diesmal sind Sie auf einem falschen Wege". Der deutsche Beamtenstaat sträubte sich eben gegen die Erkenntnis der Notwendigkeit und der Möglichkeit der Durchführung.

Jetzt ist die Stunde gekommen! Wie einst der Wiederaufstieg des niedergeworfenen Preußens in der Befreiungszeit vor jetzt dreiundeinhalb Menschenaltern mit der Stiftung der Berliner Hochschule einsetzte, so muß jetzt die Wiederaufrichtung des niedergeworfenen Deutschlands mit der Stiftung der „Akademie der deutschen Sprache" beginnen. Die Regierung, die sie errichtet, wird sich ein weithin sichtbares, dauerndes, unvergeßliches Denkmal setzen!

FAUST II

Vom gotischen Zimmer zur klassischen Walpurgisnacht. (Eine Betrachtung)

Von Oberlehrer Elise Deipser


inter Faust liegt der erste Kreis des Genießens, hinter ihm der erste Kreis des Versuches zur Tat. Noch weniger als einst wird er in das gotische Zimmer gebannt bleiben können. Noch andere Wandlungen werden auf ihn warten. Noch vergangener ist das Vergangene: Ein Insektenchor entschwirrt dem Pelzmantel. Aber dann! Einst verließ ein werdender Student von Weisheitssprüchen zerknickt das dunkle Gemach: Heute kehrt ein Musensohn dem Teufelsschalk naiv den Rücken: „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie schuf" . . . Wie klangs im Genienchor des Eingangs? „Leise bist du nur umfangen—Schlaf ist Schale, wirf sie fort" . . .

Und wenn Mephisto diesem Stürmer nachruft: „Original, fahr hin in deiner Pracht" — so liegt darin nicht nur eine tiefe Ironie, sondern — unbewußt dem Sprecher — eine tiefe Anerkennung aller Jugend, eine Preisgabe aller Kleinheit und Hohn, wie sie in Wagner Gestalt gewinnen, wenn er aus Apparaten und Mischungen seines Mittelalters einen Menschen zu kristallisieren glaubt. Die historische Tatsache dieses Wahns mag belustigen, als Dichterausdruck ist das Moment hinreißend ernst: Der Philister gebärdet sich schöpferhaft, Instrumente sind ihm Naturkräfte. Das Produkt aber jenes Experiments heißt Homunculus, der kleine Mensch, der Puppenhafte und dennoch Übersteigerte, der in eine Glaskugel Eingeschlossene, die große Welt dennoch Erspürende! Der Nachkomme, die Fortsetzung Wagners? Spitzfindigkeit und Enthusiasmus des alten Gelehrten, zur Spitze getrieben, mußten das wundersame, lächerliche Wesen erzeugen, das aus Groteskem und Unheimlichem erstaunlich Gemischte, schwach und hochbegabt. Faust durchdringt er mit einem Blick: „Bedeutend!" In Mephisto wittert er augenblicklich die verbrauchte Luft einer romantischen Walpurgisnacht — feuchte Gründe, mächtige Höhlen, verschwommene Gestalten. Über dem Schlafenden schwebt er und begreift, daß ihm die große zweite Seite des Erlebens fehlt: Die gestaltvolle Klarheit nach dem maßlosen Sichverlieren an die Welt des Dämmerns und Schwelgens. Und weil es nun einmal so ist, daß der Süden einer helleren Luft den Zauber hohen Frohsinnes verdankt und weil darüber hinaus der reisende Goethe an jonischen Tempeln und Renaissancegärten wirkliche Offenbarungen erlebte, so mag der ganze Aufschwung Fausts mit innerster Berechtigung durch ein Hinübergetragenwerden von Germanien nach Griechenland symbolisiert werden. Noch einmal wird der Mantel ausgebreitet, nicht mehr von Mephisto, dem „im Nebelalter jung Gewordenen, im Wust von Rittertum und Pfäfferei" sondern von dem feinen, hellen, durchsichtigen, romanischen Element — und nicht zur Brockenhöhe fliegen sie, aber hinab auf die pharsalischen Felder, auf uralt durch Großes geheiligten Grund, wo Faust ein endliches Erwachen feiert, sehnsuchtstark in dem einzigen Ruf nach der Gestalt der Gestalten: „Wo ist sie?" Vor ihm liegen die Rätselgestalten der Sphinxe, und sind sie auch widerwärtig, so zwingen sie durch ihre mächtige Entschiedenheit: „Vom frischen Geiste fühl ich mich durchdrungen, Gestalten groß, groß die Erinnerungen." Jede Materie kann durch Leben und Dichtung bewältigt werden, wenn nur das Erfassen ganz zugreift — dann lösen sich Symbole von selbst. Ist erst das Echte da, wird das Erwünschte sich bilden. Und war hier das Häßliche das Echte — schon naht es wie Erfüllung: „Ich wache ja, o laßt sie walten, die unvergleichlichen Gestalten." Und immer offener wird das Streben: In Wirklichkeit will er die Visionen wandeln. Da eilt dem Wollenden Vollendungsmöglichkeit entgegen in der Seherin Manto, die ihn kühn begrüßt: „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt." Während diesem Herrenwort die Unterweltpforten aufspringen, beginnt es oben zu wogen und zu brennen im Lichte des Mondes, am Ufer des Peneios, in den Fluten des Ägäischen Meeres. Naturkräfte spielen, toll vor übermütiger Kraft, Sirenen singen, Seismos, der erderschütternde Gott, gibt behäbig zum besten, wie er einst die griechischen Berge in die Wolken getürmt. „Und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt, Wie wäre diese Welt so schön?" Wie schwillts empor, ein volles Maß des Daseinsüber-

flusses, aus dem der neue Faust zur Höhe tauchen soll! Wollen wir da noch fragen: Wozu? W o z u umschwirrten ihn denn einst Irrlichter und Hexen und die Schemen einer verblaßten Zeit? W o z u muß jedes Wesen ein Element haben, in dem es sich bewegt? Können wir davon Rechenschaft ablegen, aus was für Stoffen sich unsere Lebensnahrung aufbaut? Werden wir nicht lächeln, wenn wir überlegen, wo unsere Kraftquellen schon entsprungen sind? In welchen Verwirrtheiten und Buntheiten, in welch unberechenbaren Augenblicken, die sich nicht wiederholen lassen, und die doch unverlierbar bleiben in ihrer Hochgespanntheit? Hier aber, wo ein Menschendasein sich bis zum äußersten steigert, wo man die letzten Höhen erklimmen will, da muß auch nach den sonderbarsten Tiefen gegraben werden, da müssen einmal alle Saiten losgebunden werden, sei es selbst auf Kosten des Maßes und der Schönheit. Klassische Walpurgisnacht! Wie wäre es, wenn wir plötzlich tausend Jahre rückwärts leben könnten, uns völlig verwandelten, mit Wesen anderer Art verkehrten und dann wiederkehrten zum Jetzt? Welche Elastizität, welche Lebensfähigkeit würde in uns ausgewirkt? Und nur ein Stück des Weltkreises ist doch diese klassische Walpurgisnacht, ein Aufblitzen aus dem Lichtmeere sinnenfreudigen Griechentums. „Auf, Schüler, bade unverdrossen die irdsche Brust im Morgenrot“, so hieß es einst. Nun kommt das große Lernen, das beherzte Untersinken in unendliche Fremdheiten: „Stürzt euch in Peneios' Flut“ — „ohne Wasser ist kein Heil!“ Und Thales von Milet, der alte Naturphilosoph, der im Wasser den Urstoff der Welt sah, wandelt mit Anaxagoras, der in der Feuerkraft das Eine pries. Doch nicht darauf ruht die Wichtigkeit, daß der sogenannte Neptunismus und Plutonismus auseinandergelegt werden, sondern daß zwei Gestalten sich uns darstellen, die von den Anfängen des Alls reden in der Lust am ersten Erkennen. Es kommt auch nicht darauf an, daß die Nereiden mit ihren Dienern den Tritonen durch Sirenenlieder herangelockt werden, daß sie schnell entschwinden um phönizischen Gottheiten ihre Huldigung zu bringen. Aber der Wellenduft, die Vollbelebtheit, die berauschende Frische des Werdens, die diese Verse geradezu körperlich verströmen — das ist für uns klassische Walpurgisnacht! Das quillt von Geburten, das schäumt über von Dasein! Und Homunculus auch, der künstliche Sohn, will hier auf kraft- und fruchtgesättigtem Boden noch einmal entstehn. Zum Meeresgott ziehts ihn, den Flammenähnlichen. Im Feuchten will er sich neu bilden, der Andere im ganz Andern! Das ist Jubel der Gegensätze! Und von Nereus zu Proteus, dem ewig sich Wandelnden, dem ewig Veränderlichen, der alles kennt und doch immer noch nicht Gewesenes kennen k a n n — dem heranglühenden Homunculus entgegenrufend: „Was leuchtet so anmutig schön?“ Endlich ist das Fehlende gefunden, die gesunde Kühle dem heißtrockenen Element: „Gib nach dem löblichen Verlangen, Von vorn die Schöpfung anzufangen! Zu raschem Wirken sei bereit! — Komm geistig mit in feuchte Weite“ — diese Neuwerdung aber verkörpert Galateia, die Tochter des Königs der Fluten — und die Geisternacht gipfelt in einem Schönheitsrausch, der über die vermählten Urgewalten seinen glänzenden Mantel wirft. „Welch neues Geheimnis in Mitte der Scharen will unseren Augen sich offenbaren? Was flammt um die Muschel, um Galatees Füße? Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße, Als wär es von Pulsen der Liebe gerührt.“

So hat das Meer noch nie gestrahlt wie heute, da der fremde Geist ihm nahte, so hat die Flamme noch nie gesprüht wie in dem Augenblick, da sie sich dem ungekannten Elemente verband. O jauchzendes Ineinandergehen alles Gegensätzlichen! Doch keines der Elemente beschließt das Fest — eine dritte Kraft überwächst die beiden, als stärkere, als eine, aus der einst alles hervorging, wie die Griechen wußten: Denn wo Entstehung war, war jene Macht, die sie Eros, nannten. Daher der brausende Gesang der Sirenen: „So herrsche denn Eros, der alles begonnen." Doch auch diese Einheit ist noch zu eng gedacht, Allheit soll aus ihr kommen — daher sagt Goethe vor den letzten Rhythmen: All — alle: „Hochgefeiert seid allhier, Element' ihr alle vier!" Die Wogen des Vorhandenen sollen über uns zusammenschlagen, das Lustgefühl am Gewordenen und Werdenden uns durchrieseln. Einst wühlte die Hofgesellschaft im falschen Golde, tobte sich aus in Torheit, um dann die Vollkommenheit wenigstens auf Augenblicke im Helenezauber zu ahnen. Nun aber heißt es: Klassische Walpurgisnacht: Ernstes Selbstverlieren bis zum Taumel, Erquickung im ungemessenen Sein, aus der sich der Wille zu hochbewußter Begrenzung entfalten wird in den Hallen der griechisch-germanischen Burg.

STREIFLICHTER

B. v. Kern behauptet in seinem Buche „Die Religion" S. 313: „Übrigens ist zuzugeben, daß in der Theorie der religiösen Idee Schwierigkeiten enthalten sind, die sich dem allgemeinen Verständnis nur schwer eröffnen. Die entgegengesetzte Gefahr läuft aber die Symbolisierung, insofern sie die Idee herabzieht in eine förmliche Sphäre geschichtlicher und dogmatischer Gestaltungen, die einem verständnislosen Aberglauben Tür und Tor öffnen." Ganz der umgekehrten Meinung ist A. Horneffer: Symbolik der Mysterienbünde S. 10: „Die kostbarsten und unzerstörbarsten Güter, die das Menschengeschlecht besitzt, sind Symbole oder symbolisch ausgedrückte Werte." Er denkt dabei auch an religiöse Werte, an in Symbolen ausgedrückte religiöse Ideen. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Gerade in der religiösen Sphäre sind Symbole unentbehrlich, weil sich Gefühle und ihre Äußerungen anders, als durch sie, leider nicht zum Ausdruck bringen lassen. Daß bei deren Deutung mancher Aberglaube nachher unterlaufen mag, ist nicht zu bezweifeln. Indessen mindert dieser Umstand doch ihren großen Wert für die Festlegung der religiösen Idee kaum, die doch im großen und ganzen bei der Masse der Gläubigen feststeht.

Wolfstieg

Ein Märchendrama[1]). — Es gibt ein französisches Scherzwort, das albern klingt und doch eine geradezu bitterernste Wahrheit birgt: „rien ne réussit comme le succès" („Nichts gedeiht so gut wie der Erfolg"). Man kann den Satz auch umdrehen: „Nichts gedeiht so schlecht wie der Mißerfolg", und auf keinem Gebiet dürften beide Sätze so unbedingte Geltung finden wie auf dem der Literatur. Daß aber der Erfolg, besonders der unmittelbare buchhändlerische Erfolg eines Werkes mit seinem Werte sehr wenig zu tun hat, darf wohl als erwiesen gelten. (Immerhin sei daran erinnert, daß die erste Auflage von Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung" zum größten Teil als Makulatur eingestampft worden ist.) So steht der Schriftsteller im Banne eines argen circulus vitiosus.

[1]) Sisyphos, Märchendrama in 4 Akten von Georg Strähler. Selbstverlag des Verfassers. 1919. Osterode.

Berühmt kann er nur werden durch einen guten rührigen Verlag, der ihm Absatz und Erfolg verschafft; jeder große Verleger aber würde — unfehlbar! — auch den Faust ablehnen, wenn er ihm von einem jungen unbekannten Dichter vorgelegt würde. Ob es gelingt, diesen Bann zu brechen, dürfte stark von Glück und Zufall abhängen. Dem Osteroder Gymnasialprofessor ist es bis jetzt nicht gelungen. Dem Sisyphos sind schon eine Anzahl Geschwister vorausgegangen, aber so weit ersichtlich, haben die Literaturgeschichten noch keine Notiz von ihnen genommen, und doch hat eines dieser Stücke, die bäuerliche Tragödie „Der Altenteiler", den Weg auf die Bühne gefunden und, wie Referent selbst erlebt hat, bei der Aufführung starken und wohlverdienten Beifall erlebt.. Bei seinem jüngsten Werk wendet Strähler sich nun wieder dem Altertum, ja der mythischen Zeit „um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus" zu, und recht im Gegensatz zu der derben Realistik jenes Trauerspiels ist dieses neueste Stück ein „Märchendrama". Der Sisyphos der griechischen Sage, der listigste und gewinnsüchtigste der Menschen, erscheint gewaltig idealisiert und mutet uns bald prometheisch, bald faustisch an. Gleich zu Anfang legt er ein Glaubens- oder vielmehr Unglaubensbekenntnis ab:

Wenn Götter sind; so lebend, schaffensfroh,
Im Wollen groß und stark in Kraft und Tat,
So wirksam, gegenwärtig, allbeherrschend,
Warum denn schufen sie ein Zwitterding,
Halb Tier, halb Gott; das frech vor ihnen lästern
Und sagen kann: Ich weiß von keinem Gott?
Warum denn ließen sie der Laster Meute,
So Mord wie Raub, Gewalt wie Schurkerei
Ihr Wesen treiben, ihr Geschaffnes schänden
Vor ihren Augen, pah! Vor ihrer Nase
Und schlugen wild nicht drein? Wo sind sie denn?
Sind sie entfernt? Reicht ihre Macht so weit?
Sieht man sie nie? Sie schämen sich doch nicht?
Und hören sie des Beters Flehen schwerlich:
Wozu denn beten wir? Und wär's nicht besser,
Aus Tiefen eigner Kraft beherzte Hilfe
In jeder Not und Drangsal aufzuholen?

Daß er, der König, bei solchen Anschauungen mit dem Priester nicht harmonieren kann, ist klar, und der Streit zwischen ihnen macht einen wesentlichen Teil des Stückes aus Eine überaus anziehende und bedeutende Episode bildet die Einführung der von den Phöniziern stammenden Buchstabenschrift in Griechenland. Schiffe des Sisyphos und mit ihnen sein Bruder Melikertes gehen zugrunde; eine furchtbare Dürre treibt das Volk zur Verzweiflung; seine Gattin Merope bewundert und scheut ihn; sie verrät dem Priester, daß er ihr verboten hat, wenn er stürbe, den Leichnam zu bestatten, und sie hat im Traum den Gatten in der Unterwelt gesehen, wie er in der ewig vergeblichen Mühsal sich quält, die seinen Namen bis heute sprichwörtlich gemacht hat. Sie und sein Sohn Myrtilos enden durch Selbstmord, nachdem ein anderer Sohn Glaukos vom Blitz erschlagen ist.

Er blieb gefaßt und auf den Arm gestützt,
— so sagt Menandros, der Schriftbringer —
Das wunderbare Aug' auf mich gerichtet,
Sprach ruhig er: So fiel das Irdische
Ganz von mir ab! das Ewige besteht.

Im vierten Akt tritt der Seher Melampus auf und entwirft in chorartigen Strophen ein gewaltiges Bild von Weltall und Menschenwelt. Zum Seher aber wird schließlich auch Sisyphos selbst, ehe er in den Armen des überlebenden Sohnes Almos stirbt. Die Schlußworte spricht Menandros:

Der Großes vollbracht und Größres gewollt,
Wird mit Staunen genannt den Geschlechtern noch einst.
Der den Göttern getrotzt und den Göttern gebüßt,
Sein Ruhm wird nimmer vergehen.

O. A. Ellissen

Sprachreinigung. — Die Gemeinschaft der Sprache, mit ihrem ganzen Schatz geistigen Inhalts, ist das festeste Band zwischen den Gliedern eines Volkes. Die Sprache pflegen, bedeutet die Gemeinschaft stärken; denn so wie sie entartet, ist die richtige Verständigung der Volksgenossen erschwert, wird Mißverständnissen, falschen Auffassungen und Schlimmerem Vorschub geleistet. Wir Deutschen haben unsere Sprache nach zwei Seiten hin zu schützen: gegen bureaukratische Verwilderung und gegen Überfremdung. Die Überfremdung wird gewöhnlich mit der Armut des Wortschatzes unserer Sprache zu rechtfertigen versucht, die aber nur Einbildung ist. Fremdworte werden zu allermeist für solche Begriffe angewendet, für die es gute deutsche Ausdrücke gibt, die aber mehr oder minder außer Gebrauch geraten sind und deren Wiederbelebung wir uns angelegen sein lassen sollen. Auch durch Erfindung oder Zusammensetzung neuer Worte kann der Sprachschatz bereichert werden, doch nur, wenn es notwendig ist; das darf auch nicht in der unbedächtigen und unbehölfenen Weise geschehen, wie es bei den Bureaukraten und Zeitungsschreibern Brauch ist, die für die meisten neugeprägten Worte verantwortlich sind. Zum Ersatz fremder Wörter durch neue deutsche bedarf es nicht bloß guten Willens, sondern auch Sprachgefühl und sprachliche Schöpferkraft sind dazu erforderlich, die gewiß nicht jedem zu Gebote stehen. Wir müssen uns hüten, unzulängliche Verdeutschungen und unverständliche oder häßliche Neubildungen alter und neuer Mache dem deutschen Sprachschatze einzuverleiben.

Grundsätzlich zu verwerfen ist auch die Einbürgerung fremder Worte nicht. Darüber hat am letzten Leibniztage der preußischen Akademie der Wissenschaften Professor H. Diels eine beachtenswerte Rede gehalten, und es sollen einige Gedanken daraus hervorgehoben werden. Leibniz hatte Recht, wenn er davor warnte, „daß man in der Sprache zum Puritaner werde und mit einer abergläubigen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort als eine Todsünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte und seiner Rede den Nachdruck nehme". Man muß sich davor in acht nehmen, die Sprache in allzu enge Bahnen zu zwingen und mit der allgemeinen Ausmerzung der Fremdwörter Kraut und Unkraut gleichermaßen auszureißen. In der Duldung fremden Unkrautes waren wir nur zu willig. Das soll nicht mehr sein, aber wir dürfen nicht in das Gegenteil verfallen, in eine Unduldsamkeit, die wieder nur Schaden bringen könnte. So werden vor allem die fremden Bezeichnungen in der Wissenschaft auf absehbare Zeit unentbehrlich bleiben; denn fast die ganze Wissenschaft hat ihre Wurzeln im klassischen Altertum, „und das weltverbindende Latein war lange Zeit das einzige sprachliche Verständigungsmittel der europäischen Völker untereinander. So haben sich die aus dem Lateinischen oder Griechischen übernommenen Fachausdrücke als feste Marken in der Wissenschaft festgesetzt und können nicht nach Belieben daraus entfernt werden, ohne zu einem vollständigen Zusammenbruch der Wissenschaften selbst zu führen." In jeder Sprache, nicht nur in der deutschen, sind die Bezeichnungen für die tausenderlei Formen von Pflanzen, Tieren und Gesteinen unzulänglich, und zudem wechseln sie mit der Gegend. Um da nicht grenzen-

lose Verwirrung einreißen zu lassen, müssen die von allen Gelehrten der Welt angenommenen eindeutigen lateinischen Namen beibehalten werden. Es muß anerkannt werden, daß international gebrauchte Fremdwörter in der Wissenschaft und Technik „Brückenpfeiler für den allgemeinen Völkerverkehr sind, ohne den weder Wissenschaft noch Handel und Gewerbetätigkeit auf die Dauer bestehen können". Der Ersatz der Fachausdrücke ist besonders darum so schwierig, „weil das übliche Fremdwort in der Regel für sich steht und nicht wie das deutsche Ersatzwort durch seine Versippung allerlei störende und unscharfe Nebenvorstellungen erweckt."

Anderseits ist aber dahin zu streben, die Sprache überall da rein zu halten, wo die Gefahr einer Begriffsverwirrung nicht vorhanden ist. Die Sprache muß volkstümlich sein, schon aus dem Grunde, um sie so richtig als Mittel zur Aufklärung der Volksmassen gebrauchen zu können, was nicht gelingen wird, so lange sie einem großen Teil des Volkes unverständliche Bestandteile enthält. Behördliche Bevormundung ist bei der Sprachreinigung zu vermeiden, denn es ist so, wie Diels sagt: „Die deutsche Sprache ist ein Gewächs, das sich frei entfaltet", sie „darf nicht mit der Heckenschere durch irgendwelche behördliche Eingriffe zugeschnitten werden".

Dem Ziel der Sprachverbesserung dienlich ist mehr als alles andere das Lesen der Schriften der großen Dichter und Denker, die im 18. Jahrhundert sowie in den Zeiten tiefgreifender Gärung zu Anfang und um die Mitte des 19. Jahrhunderts das deutsche Schrifttum ungemein gefördert haben. Ihre Sprache ist reiner und schöner als die der meisten neuesten Schriftsteller und Gelehrten. Hans Fehlinger

Kultur und Zivilisation. — Hermann Popert schreibt in seiner Zeitschrift: Vortrupp (1920. Heft 2. S. 33): Die ganze Aufwärtsentwicklung des Menschengeschlechtes auf dieser Erde vollzieht sich so, daß seine immer wachsende Vernunft eine Naturkraft nach der andern durchleuchtet und dann in ihren Dienst nimmt: die Naturkräfte in den Steinen, Pflanzen, Tieren, dann die physikalischen und chemischen. Nicht zum wenigsten aber auch diejenigen Naturkräfte, die im Menschen selbst liegen. Diese Durchleuchtung und Unterwerfung der Naturkräfte durch die menschliche Vernunft nennen wir Zivilisation und Kultur; Zivilisation, wenn die von der menschlichen Vernunft durchleuchteten und unterworfenen Naturkräfte außerhalb des Menschen liegen, Kultur, wenn er sie in sich selbst trägt. Die Aufwärtsbewegung der Mencheit ist gleichbedeutend mit der Vernunftdurchdringung („Rationalisierung") der Erde.

In demselben Heft schreibt Henningsen (S. 48): Was hier (im Weltkriege) zerbrach, war hochgesteigerte Zivilisation, aber nicht im wahren und tiefsten Sinne Kultur, wenn Du es auch dafür gehalten hast. Kultur wurzelt in der Liebe, schließt darum in allen ihren Äußerungen und Leistungen Liebe ein als mächtigsten Lebensfaktor.

Franz Carl Endres schreibt im „Unsichtbaren Tempel" (V, S. 12): Die Zivilisation, die in der Beherrschung der Materie durch den Intellekt ihr innerstes Motiv hat, die alle seelischen Beziehungen leugnet oder zum mindesten als idealistisch-unpraktisch empfindet, glaubt in ihren Werken letzte Zwecke zu erreichen. In diesem Glauben liegt ein furchtbarer Fehler. Die Werke der Zivilisation sind bedeutungslos, wenn sie nicht Werkzeuge der Kultur werden, wenn ihre Schöpfer und ihre Gebraucher nicht erkennen, daß es sich in letzter und höchster Hinsicht immer nur darum handeln kann, den Menschen höhere, edlere Lebensziele zu stellen, daß alle intellektuelle Beherrschung der Materie die Seele des Menschen um keinen Schritt vorwärts bringt.

H. St. Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (7. A., o. J.). S. 62: „Was Kultur zu heißen einzig verdient, ist die Tochter solcher schöpferischen Freiheit, sagen wir kurz der Kunst, mit welch letzterer Philosophie — echte, schöpferische

Philosophie und Wissenschaft — so eng verwandt sein müssen; jeder große Dichter war Philosoph, jeder geniale Philosoph ist Dichter. Was außerhalb dieses mikrokosmischen Kulturlebens steht, ist lediglich ‚Zivilisation', das heißt, ein beständig höher potenziertes zunehmend emsigeres, bequemeres und unfreieres Ameisenstaatendasein." S. 72: „Zwar wurde die Gelehrsamkeit immer größer, die Anzahl bekannter Tatsachen vermehrte sich unaufhörlich, die treibende Kraft nahm jedoch ab, anstatt zuzunehmen (welch letzteres nötig gewesen wäre), und so erlebte die europäische Welt bei enormer Steigerung der Zivilisation, einen progressiven Niedergang der Kultur — bis zur nackten Bestialität. Nichts dürfte für das Menschengeschlecht gefährlicher sein als Wissenschaft ohne Poesie, Zivilisation ohne Kultur." S. 730 ff: „Die verschiedenen Erscheinungen unseres Lebens lassen sich, meine ich, in drei große Rubriken zusammenfassen: Wissen, Zivilisation, Kultur. Das sind schon gewissermaßen ‚Elemente', doch so reichgestaltete, daß wir besser tun werden, sie gleich weiter aufzulösen, wobei folgende Tafel als Versuch einer einfachsten Gliederung betrachtet werden mag."

1. Entdeckung 2. Wissenschaft	Wissen
3. Industrie 4. Wirtschaft 5. Politik und Kirche	Zivilisation
6. Weltanschauung (einschließlich Religion und Sittenlehre) 7. Kunst	Kultur.

Was Ch. unter den einzelnen Worten begriffen wissen will, setzt er dann ausführlich auseinander.

Hz.

Induktion und Deduktion in der Physik. — In einer Weihnachtsbetrachtung des „Berl. Tagebl." schreibt Albert Einstein über diese Frage:

„Die wahrhaft großen Fortschritte der Naturerkenntnis sind auf einem der Induktion fast diametral entgegengesetzten Wege entstanden. Intuitive Erfassung des Wesentlichen eines großen Tatsachenkomplexes führt den Forscher zur Aufstellung eines hypothetischen Grundgesetzes oder mehrerer solcher. Aus dem Grundgesetz (System der Axiome) zieht er auf rein logisch-deduktivem Wege möglichst vollständig die Folgerungen. Diese oft erst durch langwierige Entwicklungen und Rechnungen aus dem Grundgesetz abzuleitenden Folgerungen lassen sich dann mit den Erfahrungen vergleichen und liefern so ein Kriterium für die Berechtigung des angenommenen Grundgesetzes. Grundgesetz (Axiome) und Folgerungen zusammen bilden das, was man eine ‚Theorie' nennt. Jeder Kundige weiß, daß die größten Fortschritte der Naturerkenntnis, zum Beispiel Newtons Gravitationstheorie, die Thermodynamik, die kinetische Gastheorie, die moderne Elektrodynamik usw., alle auf solchem Wege entstanden sind, und daß ihrer Grundlage jener prinzipiell hypothetische Charakter zukommt. Der Forscher geht also zwar stets von den Tatsachen aus, deren Verknüpfung das Ziel seiner Bemühungen bildet. Aber er gelangt nicht auf methodischem, induktivem Wege zu seinem Gedankensysteme, sondern er schmiegt sich den Tatsachen an durch intuitive Auswahl unter den denkbaren, auf Axiomen beruhenden Theorien.

Eine Theorie kann also wohl als unrichtig erkannt werden, wenn in ihren Deduktionen ein logischer Fehler ist, oder als unzutreffend, wenn eine Tatsache mit einer ihrer Folgerungen nicht im Einklang ist. Niemals aber kann die Wahrheit einer Theorie erwiesen werden. Denn niemals weiß man, daß auch in Zukunft keine Erfahrung bekannt werden wird, die ihren Folgerungen widerspricht; und stets sind noch andere Gedankensysteme denkbar, welche imstande sind, dieselben gegebenen Tatsachen zu verknüpfen. Stehen zwei Theorien zur Verfügung, welche beide mit dem gegebenen Tatsachenmaterial ver-

einbar sind, so gibt es kein anderes Kriterium für die Bevorzugung der einen oder der anderen als den intuitiven Blick des Forschers. So ist es zu verstehen, daß scharfsinnige Forscher, die Theorien und Tatsachen beherrschen, doch leidenschaftliche Anhänger gegensätzlicher Theorien sein können.

Ich bringe dem Leser in dieser aufgeregten Zeit diese kleine objektive, leidenschaftslose Betrachtung, weil ich der Meinung bin, daß man durch stille Hingabe an die ewigen Ziele, die allen Kulturmenschen gemeinsam sind, der politischen Gesundung heute wirksamer dienen kann, als durch politische Betrachtungen und Bekenntnisse."

Leitsätze über Volkshochschulen. — Im Anschluß an Vorträge in der Wheelergesellschaft stellten Herr Unterstaatssekretär a. D. Dr. Baege und Herr Reg.-Rat Dr. Ziertmann folgende Leitsätze auf (gedr. auch in der Neuen Erziehung Heft 14, S. 489):

I. Innere Gestaltung (Unterstaatssekretär a. D. Dr. Baege).

A. Die Hauptmängel der großstädtischen Volkshochschulkurse.

1. Die bisherige großstädtische Volkshochschule ist ihrer äußeren Form nach eigentlich gar keine Schule, d. h. eine Einrichtung mit einheitlichem und gegliedertem Bildungsplan, sondern eine rein äußerliche Zusammenfassung freier, meist populärwissenschaftlicher Fortbildungskurse in Gestalt von abendlichen Vorlesungen für jedermann. (Volkshochschulkurse.)

2. Ihre Hauptaufgabe sieht sie in der Kenntnisvermittlung, in der Bereicherung des Wissens, in der Mitteilung fertiger Resultate.

3. Ihrem Vorlesungsplan fehlt die Einheitlichkeit und Konzentration, ihre Darbietungen leiden an einer inneren Systemlosigkeit.

4. Die von ihr geübte Lehrweise ist nicht einmal geeignet, wirkliche Kenntnisse zu vermitteln, geschweige denn zu selbständigem Denken zu erziehen. (Vorlesungen und Vorträge können nur anregen.)

5. Der Großbetrieb hindert die pädagogische Vertiefung und führt notgedrungen zu einer Mechanisierung und Veräußerlichung der Bildungsarbeit. (Ein persönliches Verhältnis kann sich dabei nicht entwickeln.)

6. Die Arbeit der bisherigen V. H. war mehr in die Breite als in die Tiefe gehend.

7. Die großen Lebensfragen kamen zu kurz, und wo sie behandelt wurden, geschah es oft in einer so akademisch-abstrakten, unlebendigen Weise, daß die Betrachtungen für das praktische Leben unfruchtbar bleiben mußten.

8. Vieles von dem, was in den bisherigen V. H. gelehrt wurde, gehört in die Fortbildungs- und Fachschulen.

B. Die Aufgaben der wirklichen Volkshochschule.

1. Die Hauptaufgabe der Volkshochschule ist nicht Wissen zu verbreiten, sondern ihre Schüler zu eigner Urteilsbildung und geistiger Selbständigkeit, zu geistigem Eigenleben überhaupt zu erwecken, damit sie mit Bewußtsein und Verständnis an dem Kulturleben ihrer Zeit im allgemeinen und den Aufgaben ihres Berufs und Lebenskreises im besonderen schöpferisch teilnehmen können.

2. Das ist nicht zu erreichen durch Veranstaltung populärwissenschaftlicher Vorlesungen, sondern nur durch gründliche Besprechungen, gemeinsames Lesen usw. in kleinen Arbeitsgemeinschaften, sowie durch persönliche Anleitung zum Selbststudium, Beratung bei der Lektüre und andere Anregungen zur Selbstbetätigung.

3. Das Ideal der Volkshochschule ist deshalb die geschlossene Arbeits- und Lebensgemeinschaft nach Muster der dänischen Volkshochschulen.

4. In unterrichtlicher Beziehung hat die Volkshochschule die großen Zusammenhänge in Natur und Kultur erkennen zu lehren, vor allem aber mit den Hauptgedanken jener

Wissenschaften bekannt zu machen, die die Grundlage für einen praktischen Lebensidealismus abgeben.

2. Äußere Gestaltung (Reg.-Rat Dr. Ziertmann).

1. Da die Volkshochschule den Bildungsbedürfnissen aller Mitglieder einer Gemeinde in gleicher Weise zu dienen hat, muß die Gemeinde grundsätzlich Träger der Volkshochschule sein. Unter Umständen kann auch ein gemeinnütziger Verein die Trägerschaft übernehmen.

2. Zur Begründung und Verwaltung der Volkshochschule ist in jeder Gemeinde ein Volksbildungsausschuß einzusetzen, der aus Mitgliedern des Magistrats und der Gemeindevertretung, Angehörigen größerer Verbände (politischer Parteien, von Berufsverbänden, insbesondere Gewerkschaften, Kirchen usw.), sowie aus sonstigen des Erziehungswesens kundigen Männern und Frauen zu bestehen hat.

3. Der Volksbildungsausschuß stellt unter Berücksichtigung aller Verhältnisse die am Orte vorhandenen allgemeinen und beruflichen Bildungsbedürfnisse fest und versucht, nach Möglichkeit Lehrkräfte innerhalb der Gemeinde zu finden.

4. Die Kosten der Volkshochschule werden gedeckt durch Zuschüsse der Gemeinde, freiwillige Beiträge, sowie durch etwaige Überschüsse einzelner Kurse und Vorlesungen.

5. Mehrere eng benachbarte Gemeinden werden zweckmäßig eine gemeinschaftliche Volkshochschule errichten. In Groß-Berlin ist die Volkshochschularbeit zunächst nicht zentral zu organisieren, sondern ebenfalls von den einzelnen Gemeinden oder sonstigen Verwaltungsbezirken in die Hand zu nehmen. Ein späterer Zusammenschluß ergibt sich dann von selbst.

6. Anzustreben sind für einzelne günstig gelegene Orte (wenn möglich mit Internat verbundene) Volkshochschulen, in denen junge Arbeiter, Handwerker, Kaufleute usw., die gewillt sind, auf einige Zeit, etwa $^1/_2$ Jahr, ihren Beruf auszusetzen, Anleitung zu geistiger Anregung und Beschäftigung finden. Der Unterricht an diesen Volkshochschulen wird sich nach den Bedürfnissen der Hörer über den ganzen Tag zu erstrecken haben.

RUNDSCHAU

Der Gesamtkatalog aller in preußischen Bibliotheken vorhandenen Bücher ist in fast 20jähriger Arbeit bis zum letzten Buchstaben gediehen und geht seiner Vollendung entgegen. Er ist vorläufig als alphabetisch geordneter Zettelkatalog vorhanden und soll nach seiner Vollendung gedruckt auf jeder größeren Bibliothek einzusehen sein. Er muß nicht nur zu einem deutschen Gesamtkatalog ausgebaut werden, sondern zu einem Weltkatalog. Diesen Gedanken vertritt mit einleuchtenden Gründen Geheimrat Dr. Erman, der Leiter der Bonner Universitätsbibliothek, in einer kleinen Schrift: Weltbibliographie und Einheitskatalog, (Bonn, 1919. Kurt Schroeder). Die Aufgabe ist so wichtig, so schwierig, daß sie eigentlich nur durch die Zusammenarbeit aller Kulturvölker zu lösen ist.

Die Not der geistigen Arbeiter. Im Berliner Schriftstellerklub sprach am 8. Februar der Kultusminister Haenisch im Kreise alter Fachkollegen.

Er sprach eingehend über die Not der geistigen Arbeiter und führte vor allen Dingen aus, wie schwer es sei, eine wirkliche Kulturpolitik zu treiben, wenn die drängendste Not das Volk drücke. Höhere Beamte verdienen heute nicht mehr so viel, daß sie sich mit ihren Familien ernähren können. Einer seiner Beamten sei soeben aus dem Ministerium ausgeschieden, da er es vor seinen Kindern nicht verantworten könne, so wenig zu verdienen, er gehe deshalb zur Industrie über.

Die Studenten werden in absehbarer Zeit keine Doktorarbeit mehr drucken lassen können. In den medizinischen Kliniken werden keine Tierexperimente mehr möglich sein. Röntgenapparate und Mikroskope sind überhaupt nicht mehr zu erschwingen, ebensowenig Chemikalien. Auf diese Weise wird die deutsche Wissenschaft dem Ausland gegenüber bald ins Hintertreffen geraten, zumal die Gelehrten nicht mehr imstande sind, sich die wissenschaftliche Literatur der letzten fünf Jahre zu kaufen. Aber auch der Druck im eigenen Lande wird so teuer, daß unsere Zeitschriftenliteratur, die einst das wichtigste Moment unseres Übergewichts über das Ausland war, bald genug aufhören wird.

Eine Reihe wertvoller alter Handschriften sei bereits in das Ausland verkauft, sodaß die Studenten, die sie später brauchen werden, ins Ausland gehen müssen, um sie zu studieren. Die Akademie scheint bereits mit dem Plan umzugehen, rundweg große Werke wie das „Corpus inscriptionum Latinarum und Graecarum" nicht mehr fortzusetzen.

Die Hochschullehrer sind dermaßen im Einkommen zurückgegangen, daß selbst die Gehaltsreform in einem Jahre bei gleichem weiteren Sinken der Valuta nicht mehr genügen wird, sie uns zu erhalten. Studenten müssen ein Doppelleben führen, um sich notdürftig zu ernähren.

Ebenso liegen die Verhältnisse in den Schulen, bis zu den Gemeindeschulen. Auch die Oberlehrer und Lehrer werden durch die unglücklichen Verhältnisse unterrichtsunfreudig, und darunter leidet der ganze Betrieb der Schulen selber.

Unter den Arbeitern der Feder haben die Redakteure, die sich zusammengeschlossen haben, es einigermaßen besser durch die Durchsetzung ihrer Tarifverträge, aber den Vergleich mit einem Maschinensetzer halten sie auch heute noch nicht aus. Seit dem 1. Januar sind bereits mehrere Dutzend kleiner Zeitungen eingegangen. Die Gefahr besteht, daß bei der ungeheuren Erhöhung der Preise für Papier und Farbe, Öl usw., bei der Steigerung der Löhne und Gehälter, auch große Weltblätter eingehen werden. Hier liegen auch die größten Schwierigkeiten auf politischem und kulturellem Gebiet. Wir werden bei den ungeheuren Kosten, die für Depeschen, Korrespondenten im Auslande aufzuwenden sein werden, allmählich von Wolff, d. h. von Reuter und Havas völlig abhängig werden.

Die Kulturpropaganda unserer Feinde wird in dem besetzten Gebiete besonders stark sich ausbreiten. Viele Theater sind in Gefahr, in französische Hände überzugehen. Als Abwehrmittel dieser großen gefahrdrohenden kulturellen Not der geistigen Arbeiter empfahl Haenisch Zusammenfassung der geistigen Berufe in Gewerkschaften zur Selbsthilfe und Eingreifen des Privatkapitals an den Stellen, wo wichtige Volksgüter in Gefahr kämen.

Die Kollegiahilfe. In Dänemark ist eine große Hilfsorganisation errichtet worden. „Die Kollegiahilfe", deren Zweck es ist, notleidenden Fachgenossen im Auslande Hilfe zu leisten. Fast alle großen sachlichen Vereinigungen haben sich als Teilnehmer gemeldet und ihre Mitglieder aufgefordert, Liebesgaben entweder in Geld oder in Waren herbeizuschaffen. Der Gedanke ist, daß jeder Verein durch die Zentralleitung seine Gaben an die entsprechenden Vereine im Auslande schickt, und daß diese danach die Gaben den notleidenden Kollegen zuteilen. Die Organisation besteht sowohl aus Ingenieuren, Rechtsanwälten, Kaufleuten, Ärzten, Geistlichen, Schriftstellern, Journalisten, Lehrern sowie aus gewerblichen Arbeitern. Für Deutschland steht die dänische Kollegiahilfe in Verbindung mit der Deutschen Wohlfahrtsstelle.

In der „Neuen Erziehung" 1919, Heft 25, S. 845, berichtet Elisabeth Rotten über die Einrichtungen des Instituts J. J. Rousseau in Genf. Es wurde im Jahre 1912 von den Professoren Bovet und Claparède als „Institut des Sciences et de l'Education" begründet und vereinigt in vorbildlicher Weise Forschung, Lehre und experimentelle Praxis

für modernes, auf psychologische Einsicht aufgebautes und von den Bedürfnissen der Kindesseele ausgehendes Erziehungswesen. Die internationale Studentenschaft besteht aus angehenden und ausgebildeten Lehrern und Lehrerinnen und sonst in der Jugendpflege tätigen Personen. Die vier Hauptstudiengebiete sind Erziehung im Kindesalter, Schulleitung, Kindeskunde, Kinderschutz. Die wissenschaftliche Durcharbeitung geht immer Hand in Hand mit praktischer Erprobung an der Versuchsschule und den Förderklassen. Die vom Institut eingerichtete medizinisch-pädagogische Beratungsstelle wird sehr stark vom Genfer Publikum benutzt. Mit dem Institut ist ferner eine Forschungsstätte, eine internationale Auskunftsstelle mit ausgedehnter Korrespondenz und guter Bibliothek verbunden. Auch gibt es eine eigene Zeitschrift und eine Sammlung pädagogischer Schriften aus der Weltliteratur heraus, um durch Vereinigung der großen Erzieher aller Länder in gemeinsamen Grundgedanken an der künftigen Völkerversöhnung mitzuarbeiten.

Internationaler Kongreß der Intellektuellen in Bern. Einige französische Schriftsteller, darunter die leitenden Mitglieder der Gruppe Clarté, haben beschlossen, einen internationalen Kongreß der Intellektuellen im Laufe des ersten Semesters 1920 nach Bern einzuberufen. Romain Rolland, Henri Barbusse und George Duhamel veröffentlichen einen Appell in der Humanité und fordern die Gelehrten, Künstler, Philosophen und Schriftsteller auf, sich an dem Kongreß zu beteiligen, damit eine internationale Liga der Intellektuellen gegründet werden könne.

Eine christliche Internationale zu gründen, war das Ziel einer Zusammenkunft, die in Bilthoven in Holland stattfand. Die Einladungen dazu waren abgesandt im Namen der englischen „Gemeinschaft der Vereinigung" und der holländischen „Brüderschaft in Christo". Ungefähr 50 Personen aus 10 Nationen folgten dem Rufe. Vertreter Australiens, Italiens und Schwedens wurden erwartet, konnten aber nicht kommen. Die amerikanische „Gemeinschaft der Versöhnung" sandte eine Abordnung. Keine Beschuldigung wurde von irgendeiner Seite erhoben. Die Besprechung wurde in der einfachen Weise der „Freunde" (Quäker) geführt. Als Probleme, über die diskutiert wurden, seien genannt: Die Stellung des Christen zum Staat und die Verweigerung des Militärdienstes aus Gewissensbedenken. Man fand sich in dem Gedanken der internationalen Treue und gemeinsamen sozialen Hoffnung, dem Mitgefühl mit den Unterdrückten und der festen Überzeugung, daß nicht durch Gewalt Abhilfe geschaffen werden könne. „Christlich-revolutionär" war die ausgegebene Parole. Nach der Zusammenkunft fanden noch Versammlungen in den größeren Städten Hollands statt, wobei Franzosen, Engländer, Deutsche und Neutrale Seite an Seite arbeiteten. Das Ganze kann als der Anfang einer Christlichen Internationale betrachtet werden. Die Einberufer hoffen, daß die großen allgemeinen Probleme der Brüderlichkeit und der sozialen Gerechtigkeit gelöst werden können, und daß die Gedanken ihre Lebensfähigkeit dadurch beweisen, daß sie sich mehr durch Ansteckung von Mensch zu Mensch als durch eine feste Organisation verbreiten.

Gleichzeitig ist ein „Schlachtruf" (a call to battle) von der christlichen Studentenbewegung Großbritanniens und Irlands ergangen, der einen ähnlichen Gedankengang hat.

Die Grundschule. Der Entwurf des Gesetzes über die Grundschule ist, nachdem er die Zustimmung des Reichskabinetts gefunden hat, dem Reichsrat zur Beratung zugegangen. Der Gesetzentwurf bestimmt, daß die Grundschule vier Unterrichtsjahre umfassen soll. Alle öffentlichen und privaten Vorschulen werden aufgehoben. Es wird

indessen den Vorschulen eine gewisse Abwicklungszeit zugestanden, doch soll der erste Jahrgang schon im kommenden Jahr nicht mehr neu mit Schülern besetzt werden. Die Tätigkeit der öffentlichen Vorschulen hat nach dem Entwurf mit Beginn des Schuljahres 1924—25, die der Privatvorschulen mit Beginn des Schuljahres 1929—30 beendet zu sein. Der Gesetzentwurf bestimmt weiter, daß die durch Aufhebung der Vorschulklassen frei werdenden Lehrkräfte an anderen öffentliche Schulen bei gleichbleibender Besoldung weiter zu beschäftigen sind. Privatunterweisung einzelner Kinder oder geschlossener Gruppen soll nur ausnahmsweise zugelassen, im allgemeinen verboten sein. Es besteht die Absicht das Gesetz, falls die Verabschiedung im Reichsrat und in der Nationalversammlung rechtzeitig erfolgt, noch vor Beginn des neuen Schuljahres am 1. April in Kraft zu setzen.

In dem Rechtschreibausschuß, der auf Einladung des Reichsministers des Innern am 27. und 28. Januar d. J. getagt hat, waren vertreten: das Reichsministerium des Innern durch Unterstaatssekretär Schulz, Gymnasialdirektor Steinhauser, Gewerbeschullehrer Baar und Hofrat Petrich; das Unterrichtsministerium in Preußen durch Ministerialdirektor Dr. Jahnke und Geh. Regierungsrat Dr. Karstädt, Bayern durch Geh. Rat Dr. Melber (München), Geh. Rat Univ.-Professor Dr. Brenner (Würzburg) und Univ.-Professor Dr. Saran (Erlangen); Sachsen durch Oberlehrer Dr. Schmidt (Dresden); Württemberg durch Professor Dr. Pfleiderer, Seminaroberlehrer Brechenmacher und Hauptlehrer Rathgeber; Baden durch Univ.-Professor Dr. Sütterlin (Freiburg); Hamburg durch Professor Dr. Rosenhagen; Österreich durch Professor Dr. Hartmann und Landesschulinspektor Ortmann (Wien); die Schweizerische Bundesregierung durch Univ.-Professor Dr. Bachmann und Präsident des schweiz. Buchdruckereivereins Jurrer (Zürich); der Allgemeine Deutsche Sprachverein durch Wirkl. Geh. Oberbaurat Dr. Sarrazin und Gymnasialdirektor Dr. Streicher; der Deutsche Germanistenbund durch Oberlehrer Dr. Oehlke; der Deutsche Lehrerverein durch Rektor Pretzel und Lehrer Röhl; der Reichsverband der Deutschen Presse durch Generalsekretär Dr. Hamburger; der Börsenverein der deutschen Buchhändler durch Verlagsbuchhändler Dr. Vollert; der „Ferein für fereinfachte rechtschreibung“ durch Professor Dr. Kühnhagen; die deutschen Korrektorenvereine durch Korrektor Fülle (Berlin).

Nach einer Veröffentlichung von Geheimrat Dr. Sarrazin scheint sich die Mehrheit des Fachausschusses für folgende Änderungen entschieden zu haben: 1. i-Laut wird durch einfaches i geschrieben; 2. das Dehnungs-h wird beseitigt, auch das h nach r und t; 3. die Verdopplung der Selbstlaute fällt grundsätzlich weg (Ausnahmen nur zur Unterscheidung gleichlautender Wörter); 4. mit gleichem Vorbehalt wird statt ai nur ei geschrieben; 5. k-Laut wird immer durch k, z-Laut nur durch z bezeichnet, statt ck immer kk; 6. für ks, cks, chs wird x geschrieben; f, ph, v werden mit f geschrieben, wenn sie wie f gesprochen werden; 7. Großbuchstaben nur beim Satzanfang und bei Eigennamen. Folgende Beispiele werden ungefähr den neuen Vorschlägen entsprechen: In disem saze, si sit ire fotografi, file folxlider, wi das libe fi.

Ein englisches Preisausschreiben über den geistigen Wiederaufbau. Die Walker-Stiftung der Universität St. Andrews in Schottland hat ein Preisausschreiben mit dem Thema: „Wiederaufbau der menschlichen Gesellschaft auf dem Grunde einer geistig-sittlichen Wiedergeburt“ erlassen. Außer einem großen Preise von 200 Pfund (— nach heutiger Valuta also Mk. 29900, —) für Bewerber aller Stände und Länder der Welt, sind noch je vier Sonderpreise für Arbeiten von Studierenden und von Arbeitern ausgesetzt. Die vier Preise werden jeweils für einen Bewerber aus Großbritannien

und Irland, aus anderen Teilen des britischen Reiches, aus den Vereinigten Staaten und aus anderen Ländern ausgesetzt. Daß man bei den Bewerbern aus anderen Ländern sehr lebhaft an deutsche gedacht hat, geht daraus hervor, daß die Stiftung einen eigenen deutschen Prospekt gedruckt hat.

Die Deutsche Liga für Völkerbund erläßt ein Preisausschreiben: „Das Verhältnis der Grundlehren der Freimaurerei zum Völkerbundgedanken.“ Das Thema soll die Frage klären, wie weit die deutschen freimaurerischen Lehrarten die Völkerbund-Idee grundsätzlich in sich tragen. Der 1. Preis wird mindestens 1000 Mk. betragen.

Ein Preisausschreiben der Nobelstiftung. Das Nobelinstitut in Christiania stellt bis zum 1. Juli 1922 folgende Preisaufgabe: „Darstellung der Geschichte der Freihandelsbewegung im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die Friedensbestrebungen.“ Die Ausarbeitungen, für die 5000 Kronen an Preisen ausgesetzt sind, können in deutscher, englischer oder französischer Sprache abgefaßt sein.

Die Bearbeitungen der von der Kantgesellschaft im Oktober 1913 ausgeschriebenen Preisaufgabe: „Der Einfluß Kants und der von ihm ausgehenden deutschen idealistischen Philosophie auf die Männer der Reform- und Erhebungszeit“ müssen bis zum 22. April 1921 abgeliefert werden. Die Preise betragen 1500, 1000 und 500 Mark. Preisrichter sind Max Lenz (Hamburg), Friedrich Meinecke (Berlin) und Eduard Spranger (Berlin).

Wesen des Deutschen Föderalisten-Bundes. — Der Hallenser Professor Dr. Heldmann veröffentlicht unter eigener Verantwortung in der „Tat“ XI, S. 760 ff. 30 umfang- und inhaltreiche Leitsätze, die das Wesen, die Ziele und Aufgaben dieses Bundes festlegen sollen. Die Leitsätze wenden sich an „nachdenkliche und ernste Menschen aus allen Schichten des deutschen Volkes, die über Theorien und Schlagworte hinaus wieder nach der Wirklichkeit und Wahrheit, über die Einseitigkeiten des Parteiunwesens hinaus wieder nach dem Ganzen streben .... Sie wollen endlich wieder aus einer einheitlichen Weltanschauung heraus alle lebendigen Kräfte in deutschen Landen von ihrem mechanischen und selbstmörderischen Gegeneinander hinweg zu organischem und aufbauendem Zusammenwirken aufrufen und das systematisch entdeutschte deutsche Volk zu sich selbst und seinen besten nationalen und universalen Überlieferungen zurückrufen.“ Von den Leitsätzen des deutschen Föderalisten-Bundes, dessen Geschäftsstelle sich in Halle (Saale), Friedrichstr. 46 II befindet, bringen wir die drei ersten, die vom Wesen des Bundes handeln, und den letzten, der eine Zusammenfassung bietet, zum Abdruck.

1. Der Deutsche Föderalisten-Bund erstrebt eine innere Erneuerung Deutschlands in geistig-kultureller, religiös-sittlicher, wirtschaftlich-sozialer und staatlich-politischer, und eine äußere Neuordnung Deutschlands in staats-, reichs- und völkerrechtlicher Hinsicht durch das Mittel des Föderalismus.

2. Der Deutsche Föderalisten-Bund bezeichnet als Föderalismus:

a) theoretisch ein Prinzip realidealistischer Weltanschauung, das, ausgehend von den geistigen und materiellen Grundlagen des menschlichen Lebens, die gegensätzlichen Erscheinungen desselben je nach ihrem eigentümlichen Wesen und ihren natürlichen Beziehungen zueinander und zum Ganzen zu betrachten, innerlich zu überwinden und in höheren Einheiten harmonisch zu verbinden sucht,

b) praktisch ein Prinzip politischer Organisation, das unter Ablehnung fremdländischer, auf reinen Theorien aufgebauter politischer Schablonen mit ihren Gewaltsamkeiten, einen

den spezifisch deutschen Verhältnissen entsprechenden natürlichen bündischen Aufbau und Ausbau des deutschen Staatswesens in nationaler und internationaler Hinsicht herbeizuführen sucht.

3. Der Deutsche Föderalisten-Bund will keine Partei sein, sondern als ein wahrer deutscher Volksbund das Ganze umfassen und sich allen Anregungen und Kräften öffnen, die im Sinne des Föderalismus den inneren und äußeren Wiederaufbau des deutschen Volkes und Vaterlandes im ganzen zu fördern vermögen. Die Verwirklichung seiner Ziele erstrebt er nicht durch äußere Gewalt und mechanische Revolution, sondern durch innere Überzeugung und organische Evolution.

30. Wie dem Deutschen Föderalisten-Bund der Föderalismus als der sicherste Weg zu einer kulturellen und politischen Erneuerung des deutschen Volkes, als das einzige Verfassungsprinzip für ein deutsches Deutschland, das Deutschland des Bundes der deutschen Stämme im Anschluß an seine besten Eigenschaften und Überlieferungen von innen heraus und von unten herauf erscheint, so erkennt er in ihm auch die einzig mögliche Grundlage für eine aus den Völkern selbst, ihren politischen Gesinnungen und Ordnungen, organisch herauswachsende internationale staatliche Kultur- und Friedensgemeinschaft, den Völkerbund. Er erblickt in dem Föderalismus somit das einzige Mittel, aus dem durch den Weltkrieg offenbar gewordenen geistigen und sittlichen, wirtschaftlichen und politischen Chaos des Staaten- und Völkerlebens den tiefgegründeten und weltweiten Neubau eines Kosmos der Menschheit zu schaffen, in dem allein der völkerverbindende und geistige National- und Weltberuf des deutschen Volkes sich erfüllen kann und wird.

Musikalische Volkserziehung. In den Räumen der Deutschen Gesellschaft für künstlerische Volkserziehung in Zehlendorf sprach Dr. Hans Mersmann vor geladenen Gästen über das Thema: „Musikalische Volkserziehung". Er entwickelte ein ganzes Programm für die Tätigkeit der Gesellschaft, wies die Richtlinien auf, nach denen er bei der Lösung der Aufgabe vorzugehen beabsichtigt. Die große Masse musikalisch zu erziehen ist des öfteren versucht worden, meistens mit einem zweifelhaften Ergebnis. Ob Mersmanns Methode zum Ziele führen wird, kann erst der Erfolg lehren. Sie hat aber nicht nur den guten Willen zu ihren Gunsten einzusetzen, sondern geht von sachlichen, pädagogisch fundierten Gesichtspunkten aus, verkennt nicht die Schwierigkeit der Aufgabe, wagt den Angriff erst nach gründlicher Vorbereitung. Dr. Mersmann verwirft die bisher üblichen Typen der musikalischen Volksbeglückung in Form von Bierkonzerten, sogenannten populären, gemischten Konzerten und hochklassischen Symphoniekonzerten als unzweckmäßig. Er führte des näheren aus, wie man Programme zusammenstellen, Einführungen und Erläuterungen zu halten habe, um der Menge ein Gefühl vom Wesen des Kunstwerks zu geben. An seiner Einsicht in das Problem, seinem Ernst, seiner persönlichen Eignung für die Aufgabe ist nicht zu zweifeln. Nun muß die Probe aufs Exempel zeigen, ob die Rechnung richtig war. Dazu gehört Zeit und Geduld, und die Gabe, auch widrigen Umständen etwas Nützliches abzugewinnen.

Wir werden auf die Richtlinien noch zurückkommen.

Sozialismus in China. In Berlin hielt vor einiger Zeit der frühere chinesische Justiz- und Kultusminister Liang Tschi Tschau einen Vortrag über diese Frage. Seine Ausführungen (von einem jungen chinesischen Dolmetscher gewandt in vorzügliches Deutsch übersetzt) waren außerordentlich fesselnd, klar und zweckmäßig. Sie zeigten, daß alle modernen sozialistischen Ideen fast ausnahmslos schon seit Tausenden von Jahren in China bekannt und geübt waren, von großen Denkern des Ostens in bewundernswerter Klarheit und Anschaulichkeit theoretisch dargestellt und begründet, in vielfachen Abwand-

lungen in die Praxis umgesetzt waren und eigentlich erst unter dem Einfluß der militaristischen und kapitalistischen Ideen des Westens an Boden verloren. Interessant sind z. B. die Erklärungen, wie Konfuzius im alten ackerbauenden China das soziale Problem löste, so daß Armut unbekannt war. Je acht Familien bebauen ein großes Feld so, daß je ein Neuntel jeder Familie zugeteilt ist, das letzte Neuntel jedoch, das Mittelfeld, von allen gemeinsam für den Staat bearbeitet wird. Jeder Bürger über 30 Jahre erhält vom Staat 100 Morgen Land, das er mit 60 Jahren wieder zurückgeben muß. Den jüngeren oder unverheirateten Bürgern werden nur 25 Morgen zugewiesen. Wälder, Weiden, Flüsse, Seen bleiben Staatseigentum. Den Bürgern wird das Nutzungsrecht nach bestimmten Normen überlassen. Witwen, Waisen, Alte und Kranke werden vom Staat versorgt. An Stelle der Wehrpflicht tritt die Arbeitspflicht. Andere Sozialpolitiker, Meti und Chü-Chin vorzugsweise, haben alle Spielarten der sozialistischen Ideen schon vor Christi Geburt entwickelt bis zum Kommunismus und Anarchismus, Sozialisierung, Monopolwirtschaft, freier Handel, Abgabenfreiheit an den Grenzen und auf den Märkten, staatliche Darlehen, soziale Fürsorge, Antimilitarismus, kommunistischer Internationalismus sind seit Urzeiten her in China bekannte Dinge.

BÜCHERSCHAU

Deutsche Selbstbekenntnisse. Ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus von Dr. Werner Mahrholz. Berlin, Furche-Verlag. 1919. 254 S. 8°. Steif geh. M. 8.—, geb. in Halbld. M. 10.—.

Man sollte dem Titel und dem Inhaltsverzeichnisse des Buches nach zunächst glauben, daß man hier eine Sammlung von Proben aus deutschen Selbstbekenntnissen vor sich hätte, also daß Mahrholz nicht der Verfasser, sondern der Herausgeber des Buches sei. Das ist aber nicht der Fall. Das Werk ist eine richtige Literaturgeschichte der deutschen Selbstbiographie von den Zeiten der Mystik bis zum Pietismus der pommerschen und schwäbischen Neufrommen wie Lavater und Justinus Kerner. Höchstens, daß das sehr willkommene „Verzeichnis aller mir bekannt gewordenen Autobiographien" als Ersatzmittel für Probe-Auszüge gelten könnte. Aus der Fülle der Selbstbekenntnisse bestehen ja überdies bereits einige Sammlungen, wie auch Erläuterungen und Bewertungen, so daß Mahrholz dem unmittelbaren Bedürfnisse nach Probe-Sammlungen auch zur Not genügt, weil sich diese „Literaturgeschichte" leicht ergänzen läßt. Auch die Darstellung ist eigenartig; der Verf. läßt neben einer Entwicklungsgeschichte inhaltlich genommener Lebensform die Entwicklungsgeschichte einer Ausdrucksform der Selbstbekenntnisse einhergehen. So wird nicht Kulturgeschichte im älteren Sinne hier getrieben, sondern es wird der Versuch gemacht, deutsches Seelentum in seiner Entwicklung durch eine Betrachtung von literargeschichtlicher und kulturgeschichtlicher Seite her kombiniert zu verstehen. Die Selbstbekenntnisse sind zweifellos Ausdrücke einer starken Subjektivität. Diese konnte nicht der Objektivität der Scholastik eines Albertus Magnus, eines Thomas v. Aquino, noch weniger dem Nominalismus eines Wilhelm v. Occam entspringen, sondern nur der Innigkeit einer Mystik Meister Eckharts, Seuses oder Taulers. Diese war auch der geistige Nährboden unserer „Konfessionen" in allen Formen, die das Bürgertum um das Jahr 1400 darauf auszustreuen begann. Der Samen ging gut auf und wurde in der Gärtnerei des Großbürgertums (ca. 1400—1550), des Kleinbürgertums (1550 bis ca. 1675) und des Mittelbürgertums (ca. 1675—1840) gleich gut gepflegt. Das Wachstum der Selbstbekenntnisse wird nun an den besten Exemplaren von Autobiographien gezeigt, in dem M. immer den Gedanken festhält, daß sein Werk die letzten Zusammenhänge zwischen Lebens- und Ausdrucksform klarzulegen und geschichtliche Entwicklungen zu deuten zur letzten Aufgabe hat. Das Buch ist gut gelungen und durchaus empfehlenswert. Wolfstieg

Deutsche Bildung. Von Ernst Troeltsch. Darmstadt. 1919. Reichl. 52 S. 8°. M. 1,80.

In tiefschürfenden und formvollendeten Ausführungen setzt Tr. auseinander, wie im deutschen Bildungsideal das christliche und das nordisch germanische Element den Mittelpunkt bilden, das antik-humanistische die Ergänzung und den Ansporn zur Gewinnung der Form. Was an diesem Ideal deutsch und was allgemein europäisch ist, wie uns dieses Bildungsideal wieder zu einem tüchtigen, arbeitsamen und geistig lebendigen Volke machen kann, das läßt er den Leser in vorbildlicher Weise miterleben und mitdenken. Nach Form und Inhalt ist das Büchlein eines der besten, das geschrieben worden ist, das nicht nur Vergangenheit und Gegenwart klar durchleuchtet, sondern auch für die Zukunft richtungweisend ist.

Das Problem des Sokrates bei ,Friedrich Nietzsche. Von Heinrich Hasse. Leipzig, Verlag Felix Meiner. 1918. 26 S.

Das vorliegende Buch bildet eine Auseinandersetzung zwischen der Philosophie desjenigen Mannes, der unsere jetzige Kultur vielleicht mit am stärksten erschüttert und bestimmt hat, und Sokrates, dem griechischen Aufklärer. Daß der deutsche Philosoph Nietzsche, der am 15. Oktober d. Js. seinen 75. Geburtstag hätte, den ersten Philosophen als Aufklärer und Rationalisten entlarvte, scheint Hasse Nietzsches Hauptverdienst.

Aus Nietzsches Schriften entwirft Hasse das Bild des Intelektualisten Sokrates. Nietzsche sieht in Sokrates und der Sophistik den großen Wendepunkt der geistigen Entwickelung. Der Sokratismus ist Werkzeug und Ausdruck der Auflösung. Die Aufklärung zerstört das Symbolische, den Mythos und die tragische Kunst. Nietzsches Phänomenologie des Sokratismus schließt nach Hasse ab mit der Deutung des Daimonions als Reaktion der Instinkte gegen die Vernunft und als letzten formelhaften Ausdruck dafür, daß alle Triebe und Effekte der Vernunft zu gehorchen haben. Aus Nietzsches Deutung des Sokratismus erklärt sich seine Antipathie und Ablehnung. Sehr klar wird in dieser Arbeit gezeigt, daß Nietzsche seinen Antiintellektualismus nicht bloß vertreten, sondern gerade beim Beispiele der Ethik auch begründet hat. Es ist falsch, daß der sittliche Wert des Guten m Wissen fundiert werden kann. Schon Aristoteles hat dies abgelehnt und Gewöhnung und Übung gefordert.

Nun aber ergibt sich für Nietzsche aus dieser Opposition gegen Sokrates, — das zeigt Hasse am Schluß, — das neue Problem: Wie wird das Bewußte, das Erkennen umgebildet zum instinktiven und in welches Verhältnis tritt es zum Willen? Denn vielfach können wir das Bewußte, Intellektuelle in der Ethik nicht missen, ohne das solche Umbildung möglich ist. Henry.

Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien von Paul Natorp. Buch 1—2. Jena, Diederichs. 1918. 8°. M. 11.— und 20 % Teuerung, geb. M. 13.— und 20 % Teuerung. 1. Die Weltalter des Geistes. VIII., 133 S.
2. Die Seele des Deutschen. 213 S.

Prof. Natorp in Marburg hatte in zwei Vortragsreihen sich und seinen Hörern Rechenschaft darüber zu geben versucht, was diese ungeheure Krise, in der wir gegenwärtig leben, für die Menschheit und für jedes einzelne Volk eigentlich bedeutet. Wohlverstanden: er fragt nicht, wie ist diese Krisis entstanden, auch nicht, welches ist ihr historischer Kausalnexus, sondern nur, was bedeutet sie für den Geist, in dem sich die Geschichte und die Geschicke der Menschheit und die Volksseele der einzelnen Völker abspielen; er stellt die Frage so, um über den Weltberuf des deutschen Volkes größtmögliche Klarheit zu gewinnen. Die Methode

der Untersuchung ist nicht geschichtlich, sondern philosophisch, doch wieder nicht so, daß der Verfasser die „Ideen“ in der Geschichte der Völker oder gar den Gang des göttlichen Ratschlusses in der „Erziehung des Menschengeschlechtes“ aufsucht, noch weniger so, daß er die Gesetze des Weltgeschehens erforschen will, sondern sie ist durchaus psychologisch gehalten; durch Differenzierung alles seelischen Lebens der ringenden Völkerindividuen sucht N. zu ergründen, welchen Weg jedes einzelne Volk, insbesondere das deutsche, in der Geschichte nehmen mußte, wenn es nicht scheitern wollte. Indem der Verfasser nun im ersten Buche einen Gang durch die Weltgeschichte antritt, schildert er in einer scharfen und eindringenden Umschau die Charaktere der Weltalter, die die menschliche Geistesentwicklung durchläuft. Auf Grund seiner Kenntnisse des geistesgeschichtlichen Verlaufs der Weltgeschichte und auf Grund seiner empirischen Forschungen auf dem Gebiete der Psychologie und der Völkerpsychologie ist er in der Lage, hier gleichsam deduktiv zu verfahren. N. geht von einer sehr bedeutungsvollen Hypothese aus: Da die Erfahrung der Geschichte, die ganz etwas anderes ist als die Erfahrung der Naturwissenschaft, nicht bloßes Festhalten, Hinnehmen, Aufbewahren, sondern Verewigen, Einverleiben und damit Neuverlebendigen dessen, was nur äußerlich, ungeistig angesehen vorüberfließend, aus dem Zeitstrom nur gerade jetzt auftauchend, um gleich wieder unterzutauchen, und nur so selbst ungeistig, unlebendig erscheint, so haben wir einen stetigen geistigen Fortschritt in der Geschichte anzunehmen, womit auch schon die Idee eines stetigen Aufstiegs gegeben ist. Also altern und sterben die Völker nicht, wie die Menschen, sondern sie verjüngen sich. Geschichtliches Leben ist nichts anderes, als ewige Selbstverjüngung, nicht Altwerden. Das steht schroff dem gegenüber, was Ranke in den vor König Max von Bayern gehaltenen Vorlesungen ausgesprochen und vertreten hat: es gibt keinen Fortschritt in der Weltgeschichte, sagt Ranke, wenn wir von einem Fortschritt in der Beherrschung der Natur und in der Technik absehen, und das scheint mir, offen gestanden, auch das Richtige zu sein. Ein Fortschritt läßt sich in keiner Weise historisch begründen, nicht einmal der zum Reiche Gottes auf Erden, den Ranke eventuell noch zugeben wollte. Indessen ist die geistvolle Art, in der N. seine Hypothese zu beweisen versucht, doch höchst interessant. Er betrachtet von sehr hoher Warte aus den Geist des Morgenlandes, den man als quietistisch namentlich in der indischen Alleinslehre bezeichnen könnte, das Judentum und Griechentum, Rom, Christentum, Mittelalter und zuletzt den Geist der Neuzeit, überall scharf pointierend und, wo es angeht, an einzelnen hervorragenden Charakteren die Zeit und ihre Anschauung, sowie die Eigentümlichkeit der Völker, denen sie angehören, näher begründend. Für diese psychologischen Analysen muß man dem Verfasser besonders dankbar sein. Die Aufzeigung der Gedankenwelt eines Tagore, Dante, Shakespeare, Rembrandt, Goethe, die Kritik der Individualität der verschiedenen Zeitalter, des Inhaltes und der Bedeutung der einzelnen Schlagworte wie Nirwana, Humanität usw. ist überall glänzend. Wie mit der Feder gezeichnet in wenigen Strichen, aber in charakteristischen Linien, steht das Porträt scharf umrissen da. — In diesem Buche ist von den Deutschen noch verhältnismäßig wenig, nur vergleichsweise die Rede; der Seele unseres Volkes ist vielmehr das zweite Buch gewidmet. Hier geht nun der Verfasser in seiner generellen Betrachtungsweise in große Tiefe. Er schildert nicht, er vergleicht unsere Volksseele mit der der Briten, Franzosen, Russen usw., und versteht es, durch Schlaglichter und verschiedenartige Beleuchtung ein Licht auf unser Innenleben zu werfen, so daß man glaubt, in etwas ganz Neuem zu wandeln. Unsere Aufgabe sucht er uns zu zeigen: den Wirtschaftsstaat über den Rechtsstaat hinaus zum Erziehungsstaat und damit zur Menschengemeinschaft zu entwickeln; Individualismus und Universalismus zu vermählen, das Bewußtsein, daß die Sache des Volks und des Vaterlandes zugleich die Sache der Menschheit sei, zu erhalten, und den Willen, den Staat einzig in den Dienst des Staates zu stellen, immerdar zu bezeugen, das

sind die Grundlagen des Strebens germanischen Geistes. Gegenüber der westeuropäischen „Zivilisation" deutsche Kultur, echte Menschheitskultur zu verbreiten, ist der Weltberuf des Deutschen. Dieses Mal sind die Träger des Gedankens unsere geistigen Herren, namentlich Meister Eckehart, Luther, Leibniz, Kant, Goethe und unsere Musiker; was N. über diese zu sagen weiß, ist ergreifend und einfach überzeugend, weil es tiefgründig und immer auf die besten Quellen basiert ist, die der Verf. für seine Zwecke auszuziehen und als Basis in seinen Darlegungen zu verwerten weiß. Zuletzt kommt das Wesen der Gemeinschaft zur Sprache. Der Deutsche sucht sie nicht in der Gesellschaft, sondern im Staat, und dieser existiert nur in seiner Geschichte, in seiner ständigen Selbstbildung zur beseelten Gemeinschaft. Das ist erst der volle Sinn des Kulturstaats, als des echten Menschenstaats. Um seinetwillen kämpfen wir, um unsere mit dem Staat, mit der Gemeinschaft verwachsenen Seele willen ringen wir gegen die ganze Welt. — Dieses Buch, welches uns der nun bald siebzigjährige Natorp (geb. 1854) geschenkt hat, ist ganz bedeutend. Was man auch im einzelnen, vielleicht auch sogar gegen die ganze Auffassung des Buches sagen mag, niemand, auch der Gegner nicht, wird es ohne Freude, ohne Belehrung und ohne innere Erneuerung genießen und ohne Befriedigung und Anregung wieder aus der Hand legen.

Wolfstieg

Die Geschichte der alten Kirche bis auf Karl den Großen in ihrem Zusammenhang mit den Weltbegebenheiten. Kurz dargestellt von D. Dr. Carl Franklin Arnold, o. Prof. d. ev. Theol. zu Breslau. Geh. Konsistorialrat. Leipzig, Quelle & Meyer. 1919. XVI. 8°. M. 7,—, geb. M. 9,—. Evangelisch-theologische Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Lic. B. Bleß.

Dieses kleine Lehrbuch der Kirchengeschichte, das den „Prunkbücnern" der Studierenden sich sehr annähert, hat m. E. drei Verdienste: es ist kurz, sehr klar und übersichtlich, es faßt den Stoff sehr vollständig zusammen und gliedert ihn vorzüglich, und endlich, es hat eine ausgezeichnete Bibliographie und ein gut gearbeitetes Register. In allen drei Punkten erfüllt es seinen Zweck vollkommen und kann in dieser Hinsicht voll und ganz empfohlen werden. Seine Darstellung enthält die Kirchengeschichte in weitestem Umfange, so daß selbst Stücke der Dogmengeschichte mit hineingezogen sind; die Literaturangaben sind sehr reichlich und gestatten die Bearbeitung jedes auch nur angedeuteten und angeschnittenen Themas, die Sprache arbeitet freilich mit vielen technischen Ausdrücken, die vielfach als bekannt vorausgesetzt werden. Im ganzen genügt diese Kirchengeschichte für jeden, der sich unterrichten will und der keinen Wert auf die Ansichten der einzelnen Forscher legt, welche auch hie und da hervortreten. Wolfstieg

Der unbekannte Gott. Versuch einer Religion des modernen Menschen von Paul Göhre. 1—6. Taus. Leipzig, Grunow, 1919. 150 S. 8°. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Man kennt den Verfasser sehr genau, jenen hochachtungswürdigen Mann, der den Talar auszog, um Fabrikarbeiter zu werden, der als hochorthodoxer Konservativer einst seine Kirche verließ, um sich in sozialdemokratischen Versammlungen zum „modernen Menschen" machen zu lassen, ohne doch ganz um seine Herzensfrömmigkeit zu kommen, der schließlich zum sozialdemokratischen Abgeordneten und zum Unterstaatssekretär im Kriegsministerium wurde, und nun doch — wahrscheinlich mit einem gewissen Schauer — bemerkt, daß er das Interesse für religiöse Dinge und den gediegenen „Fachmann" nicht in sich zu begraben vermag. Aus dem Charakter des Verfassers will sein Buch verstanden sein. Er möchte sich über das Motiv seiner Wandlung aussprechen, nämlich weil die Kluft zwischen „modernen Menschen" und „Christentum" unüberbrückbar sei, daß es aber doch recht wohl angehe, „Religion" mitten in dieser Kluft anzusiedeln. O wie oft ist dieser

Versuch im Verlaufe der Geistesgeschichte nun schon gemacht: von den Sophisten (Protagoras etc.), von den Neusophisten zur Zeit der Alexandriner, von gewissen Sekten des Mittelalters, von den englischen Deisten und den deutschen Aufklärern und schließlich jetzt trotz Schleiermachers Wirksamkeit und dem Erscheinen von Rud. Ottos Buch „Das Heilige" nun dieser Versuch Göhres und einiger anderer wie Jatho, Traub — der sich aber wieder stark nach rechts gewandt hat —, alle diese Versuche sind verpufft und haben nur den Beweis gezeitigt, daß es mit der „natürlichen" Religion nichts ist als reiner Dunst. Religion ist das Gefühl eines Einzelmenschen, sein Lebensplan kann nur richtig gebaut sein, wenn er eingebaut ist in den Weltenwillen des großen Baumeisters aller Welten; wenn wir über diesen „Gott" auch nichts aussagen können und wollen, dazu ist er für unsere kleine „Vernunft" zu hoch, so müssen wir ihn doch ehrfürchtig anbeten und dürfen ihn nie mit dem „Unbekannten" Göhres verwechseln, von dem die Naturwissenschaft alljährlich etwas abknabbert und es zu dem Erforschten hinzufügt. Göhres Religion ist diesseitig, moralindurchtränkt, selbst für die religiös Veranlagten nur ein Dunkel, nicht erkennbar, nicht erlebbar. Gerade dieses Dunkel soll ihr neuer Inhalt sein. Voran geht die Tat, dann die objektive Gewißheit, daß ein Gott ist, der aller Geheimnisse letzte Tiefe ist, der „unbekannte Gott" in pantheistischer oder deistischer Idee des religiös Veranlagten. Wer das nicht ist, sieht nichts als das Dunkel. „Gottesferne und Gottesgewißheit sind die zwei Punkte, um die sich das ganze Leben Neureligiöser dreht. Ihr Inneres spielt zwischen beiden hin und her, wie die Magnetnadel zwischen ihrem positiven und negativen Pole. — Alle Tat der neuen Religion ist sittliches Handeln." Diese Religion entbehrt also der Liebe gegenüber Gott und Menschen, ist also gar keine Religion; sie hat mit des Apostel Pauli Religion den „unbekannten Gott" und die Internationalität der „Religion" überein, unterscheidet sich von ihr durch das spezifisch Christliche; sie besitzt wie Shaftesbury die ganze Wucht des Moralischen, aber dieser entbehrt die innigen Beziehungen zu einem lebendigen persönlichen Gotte nicht, wie Göhre; Lagarde und Arndt haben diesem „Neu, religiösen" gegenüber den „nationalen" christlichen Gott, Lessing fußt mit seiner „Praxis" ganz im Johannisevangelium und der Offenbarung Christi und der Propheten, kurz, nichts gleicht dieser Religion Göhres, die eine ganz neue freie Erfindung ist. Der „Kultus" dieser neuen Religion hat aber bereits sein Vorbild in Tolands Symposion; er ist in seinem Aufbau höchst interessant, aber hat nichts Ergreifendes, weil er gar nichts Religiöses hat, überhaupt das „Numinose" nicht kennt und weckt. Göhres „Kultus" würde bald ausgelitten haben. Göhre hat leider über allem modernen Menschentum alles Gefühl dafür verloren, was Religion und Humanität ist. Möge es ihm gelingen, sich an der Hand Herders zurückzufinden.

Wolfstieg

Religion und Schule. Von Johannes Volkelt, Prof. der Philos. an der Univ. Leipzig. Leipzig, Meiner. 1919. 64. S. 8°. M. 2.70. (Philosophische Zeitfragen H. 5).

Ich vermag dieser Aufklärungsschrift nicht unbedingt Geschmack abzugewinnen. Sie enthält, namentlich in ihren ersten Teilen, eine Menge schöner und tiefer allgemeiner Wahrheiten über Religion und ihre Stellung zu Kunst, Wissenschaft und Moral und ist in Fragestellung und Lösung vieler Probleme scharf umrissen und klar dargestellt, aber sie ist in der Behandlung des Hauptthemas schwankend und unentschieden. Am liebsten möchte Volkelt auf die Erteilung eines doppelten protestantischen Religionsunterrichtes in der Schule, eines „orthodoxen" und eines „liberalen", hinaus. Die Eltern des Kindes hätten dabei freiwillig zu entscheiden, an welcher von beiden Reihen der Schüler teilzunehmen hätte, für beide Reihen wären natürlich besondere Lehrer vorhanden. Allein da der Verf. doch das Mißliche seines Vorschlages nicht verkennt, entscheidet er sich für die Erteilung eines „Religionsunterrichtes auf der mittleren Linie", an der jedes Kind freiwillig teilnehmen

könnte. Bloßen Moralunterricht verwirft Volkelt oder akzeptiert ihn zur Not höchstens für die oberen Klassen des Gymnasiums und der entsprechenden anderen Schularten, für die allein auch der dogmatische Unterricht paßt. Von Richtlinien des Religionsunterrichtes für die katholischen und jüdischen Schüler sieht Volkelt ganz ab. Was das ist: mittlere Linie, wird mir auch aus den Richtlinien nicht völlig klar, auch halte ich die ganze Idee schon von seiten der Lehrer psychologisch nicht für durchführbar. Was heißt übrigens stofflich: die Synoptiker sind für die Darstellung des Wirkens und Leidens Jesu zugrunde zu legen, doch „darf darüber das Johannesevangelium nicht vernachlässigt werden"? Ich empfinde dergleichen als Halbheiten oder als Phrasen. Wolfstieg

In medias res. Grundbemerkungen zum Menschen von Hans Blüher. Jena, Diederichs. 1919. 62 S. 8°. M. 3.50.

Mit diesem Buche weiß ich nichts Rechtes anzufangen. Es sind Aphorismen, ähnlich denen, die uns Schlegel und Nietzsche vorgesetzt haben, nur nicht so geistvoll und nicht in so blühender Sprache, wie sie jene boten. Vieles ist hier ganz unverständlich, alles in indische Weisheit getaucht und übertrieben. Wolfstieg

Manifest der Vernunft. Von Walther Haas. Verlag Karl Curtius, Berlin. 1919. 16 S. 8°. Preis 1,50 Mk.

Der Broschüre liegt der Gedanke zugrunde, daß die Maschine, die die riesenhafte Entwicklung der deutschen Industrie ermöglicht hat, die Urheberin unseres heutigen Elends ist. Sie hat die Maßlosigkeit und die Massenhaftigkeit der Produktion gefördert, die Qualität verschlechtert und die Völker der Erde mit Überflüssigkeiten überschwemmt. Sie ist auch schuld daran, daß in ihrer Nähe Mietskasernen größten Umfangs als Wohnungsgelegenheit der zahlreichen Arbeiter entstanden sind. Die industrielle Arbeit hat alle Persönlichkeitswerte vernichtet und den Menschen, der tagein — tagaus dasselbe meist mechanisch herstellt, zur Maschine gemacht. Sie hat das Handwerk ruiniert, das Kunstgewerbe zerstört und den Mittelstand totgeschlagen. Sie hat die Landschaft verhunzt und die Städtebilder für ewige Zeiten geschändet. Sie hat es fertiggebracht, daß sich heute große Schichten ein und desselben Volkes feindselig gegenüberstehen. Die Lösung muß heißen: Los von der Maschine, zurück zur Natur. Dies ist aber nur möglich durch Neubelebung von Handwerk, Kunsthandwerk und Gewerbe und durch großzügig angelegtes Besiedeln des Landes. Der deutsche Arbeiter muß entproletarisiert und bodenständig gemacht werden. Die Industrie muß eingeschränkt werden, es dürfen nur so viele Menschen zur Fron an der Maschine verurteilt werden, als es für die Allgemeinheit unerläßlich notwendig ist.

Die kleine Schrift ist so fesselnd geschrieben, daß man sie erst nach gänzlichem Durchlesen aus der Hand legt. Die Anregungen, die mit den eben ausgeführten Hauptgedanken verknüpft sind, werden manchen Leser veranlassen, sich weiter mit diesen Problemen zu beschäftigen. Hoepner

Holbein-Mappe, herausgegeben vom Kunstwart. Mit Begleittext von Ferd. Avenarius. München o. J. Kunstwart-Verlag Callwey. Preis M. 9,—.

Der Kunstwart gibt endlich die Holbein-Mappe wieder heraus, die längere Zeit vergriffen war. Die Ausführung der Bilder ist trotz der Schwierigkeiten mustergültig. Es bereitet einen ungetrübten Genuß, in Stunden der Ruhe die Bilder dieses deutschen Meisters in die Hand zu nehmen, Georg Giße, Erasmus, die Darmstädtische Madonna oder die vorzügliche Wiedergabe des Holzschnittes Jesus als Kreuzträger. Avenarius hat wieder mit zarten Strichen eine Einführung geschrieben, die jedem etwas zu sagen hat. Man möchte

nur wünschen, daß manche der Begleitworte eingehender wären, so zu den Bildern vom Tode, zum Kreuzträger, zu den beiden Gesandten, zu Robert Cheseman, zum Leibarzt. Denn diese Bildermappe ist für alle Kreise unseres Volkes bestimmt, auch für diejenigen, die nicht die Gabe und die Fähigkeit haben, sich selbst in die Bilder hineinzusehen, und nicht aus eigener Kraft den Inhalt der Bilder ausschöpfen können.

Weihe den Werktag. Ein Buch für ernste Menschen von Paul Richter. Berlin, o. J. (1920.) Alfred Unger. 117 S. 8°. Preis M. 5,—.

Tätige Liebe zu allen Menschen, vor allem auch zu den Kindern und Schwachen, großherziges Verstehen und Verzeihen menschlicher Schwächen, ein hohes Lied der erbarmenden Liebe, das ist der Kerngedanke der beiden größeren Dichtungen dieses Bandes, der allegorischen Dichtung: Mason, der Weise und des Traumbildes: Christus auf Erden. Wer diese oder die kleinen Psalmen und Stillen Worte in Feierstunden ruhiger Beschaulichkeit liest, wird nicht ohne innere Erhebung wieder zur Arbeit zurückgehen. Das Buch, dessen Gedankeninhalt und Empfindungsgut aus freimaurerischen Kreisen stammt, wendet sich an weitere Kreise, in denen ein ernstes Streben nach einem geistigen Lebensinhalt lebt. Paul Richter ist unsern Mitgliedern durch seine zahlreichen Beiträge bekannt. Dieser Band des bekannten Lyrikers mit seinem wertvollen Inhalt in schöner Form eröffnet verheißungsvoll eine neue Bücherreihe: Bücher für Suchende.

Goethe und sein Kreis. Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen von Franz Neubert. Herausgegeben mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar. Leipzig, o. J. I. I. Weber. XXX., 220 S. Geb. M. 25.—.

Wer Goethes Briefe, Gespräche, Reisen, Dichtung und Wahrheit liest, wird schon oft als Mangel empfunden haben, daß wir kein Bildwerk besitzen, das uns die Männer und Frauen, die Orte und Gegenden zeigt, die darin erwähnt werden. Wenigstens fehlt uns eine Bildersammlung, die das ganze Leben Goethes umfaßt. Es ist gewiß ein hoher Genuß, sich das alles selbst im Innern vorzustellen, aber man empfindet doch auch oft das Bedürfnis, das Phantasiebild mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Hier wird das vorliegende Buch vielen Lesern willkommen sein als Ergänzung zu den Literaturgeschichten und zu Goethes Werken. 651 Abbildungen, von denen eine große Anzahl noch unbekannt sind, auf gutem Papier, in guter Wiedergabe, meist nach den Originalen, dazu eine kurze Einleitung über Goethes Wesen und Werden und eine kurze Darstellung der Beziehungen der abgebildeten Persönlichkeiten zu Goethe. Stichproben zeigten, daß die bekannten Bilder ziemlich vollzählig gesammelt sind; vermißt habe ich das Bild: Goethe und Corona Schröter als Orest und Iphigenie (von Kraus-Facius), Goethe seiner Mutter vorlesend (1779 von Strähling), ebenso Bilder von Chodowiecki zu Goethes Werken und eine größere Anzahl von Goethes Zeichnungen und Bildern, besonders von der italienischen Reise.

Deutsche Philologie, bearbeitet von Georg Baesecke. (Wissenschaftliche Forschungsberichte herausg. von Prof. Dr. Karl Hönn.) Gotha, 1919. Fr. A. Perthes. XI, 132 S. 8°. Preis M. 6,—.

Diese wissenschaftlichen Forschungsberichte sollen über die Fortschritte in der Erkenntnis der einzelnen Wissenschaften während des Krieges Auskunft geben. In dem vorliegenden Bande unterrichtet der Königsberger Germanist Baesecke über die Fortschritte in der deutschen Philologie 1914 bis 1917 sehr eingehend, oft mit großer Schärfe im Urteil. Auch volkstümliche Literatur ist vielfach berücksichtigt. Die nichtdeutsche Forschung ist in diesem Bande nur wenig herangezogen, wahrscheinlich ohne großen Schaden, da diese Wissenschaft vor allem in Deutschland gepflegt wird. Es sind die wichtigsten Forschungen

über deutsche Sprache, Literatur, Volkskunde, Poetik und Metrik zusammengestellt, auch Neuauflagen sind berücksichtigt; dennoch ist Vollständigkeit zwar erstrebt, aber nicht erreicht worden. Das Buch wird jedem, der sich wissenschaftlich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigen will, durch seine Literaturnachweise, oft auch durch seine Kritik (z. B. an den Methoden) nützlich sein.

Rheinische Volkskunde, von Prof. Dr. Adam Wrede. Leipzig, 1919. Quelle und Meyer. XII, 237 S. 8⁰. Geb. M. 10,—.

Nach dem grundlegenden Werke von Elard Hugo Meyer hat die Forschung über deutsche Volkskunde ungeahnte Fortschritte gemacht. Das wissenschaftlich oft nicht einwandfreie Material ist so groß geworden, daß es schwierig ist, einen Überblick zu bekommen. Es ist deshalb zu begrüßen, daß der Verlag Quelle und Meyer unter der Leitung von Prof. von der Leyen eine Sammlung volkskundlicher Einzeldarstellungen unter dem Titel: Deutsche Stämme, deutsche Lande herausgibt, deren 1. Band die rheinische Volkskunde aus der Feder des Kölner Privatdozenten Wrede enthält. Dieser Band behandelt das Leben des Volkes im Bereiche der ehemaligen Kurfürstentümer Köln und Trier mit Koblenz, der Reichsstädte Köln und Aachen, der Herzogtümer Jülich, Kleve und Berg, also in der Hauptsache die Volkskunde der heutigen Rheinprovinz. Dieses Gebiet ist im wesentlichen wirtschaftlich und kulturell einheitlich, wenn sich auch im einzelnen recht bedeutende Unterschiede zeigen. Das Gebiet selbst ist recht günstig gewählt, da die Kenntnis der Vergangenheit dank der Tätigkeit vieler Forscher sehr weit zurückreicht. Außerdem zeigt das Land als Grenzland eine starke Völkermischung und kann auf eine rege geistige und wirtschaftliche Vergangenheit zurückblicken. Wredes Darstellung beruht auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage, ist gut volkstümlich geschrieben und enthält zahlreiche Bilder, Zeichnungen, Sprichwörter, Lieder und Sprüche. Sie behandelt Siedlungskunde, Geistesart, Dorf- und Hausanlagen, Trachten, Sprache und Dichtung, Volksglauben, Sitten und Gebräuche; 24 Seiten Anmerkungen mit zahlreichen Literaturangaben und 9 Seiten Stichwörterverzeichnis verdienen besondere Erwähnung. Der Abschnitt über Sprache und Dichtung hätte noch ausführlicher sein können, die Erklärung der mundartlichen Redensarten umfassender, als es geschehen ist. Auch eine Sprachenkarte wäre willkommen gewesen und hätte dem Nichtrheinländer viel Arbeit erspart. In den Abschnitten über Volksglauben, Sitten und Gebräuche ist es wissenschaftlich ein unbedingtes Erfordernis, festzustellen, was rheinische Eigentümlichkeit und was Gemeingut auch anderer Gegenden ist. Trotz dieser und anderer Einzelausstellungen kann das Buch als vorzüglicher Überblick über rheinische Vergangenheit und Gegenwart begrüßt werden, das in späterer Zeit Quellenwert besitzen wird, da sich unter dem Druck der gegenwärtigen Besetzung mancherlei in diesem Lande ändern wird.

Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig von Eduard Engel. Leipzig, Verlag von Hesse und Becker. 1918. 8⁰. 384 S. Preis M. 4.—.

Das tüchtige Buch, welches sich von den überaus zahlreichen ähnlichen Führern dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß es, ohne irgendwie schulmeisterlichen Ton anzuschlagen, lediglich von der Beobachtung des Sprachgebrauchs im Munde und in den Schriften der Gebildetsten ausgeht und nur in der Beseitigung der dem Deutschen noch immer anhaftenden fremdsprachlichen Ausdrücke unerbittlich scharf ist, schließt Engels drei allgemein bekannt und beliebt gewordene Werke „Deutsche Stilkunst", „Entwelschung" und besonders das erst vor kurzem in unsern Monatsheften vom Berichterstatter empfohlene „Sprich Deutsch!" würdig ab. — Zu loben ist an dem Buche namentlich auch, daß sich Verf. bei der Beurteilung der vielen streitigen Punkte sehr besonnen zeigt und seine Entscheidungen in diesen durchaus zu billigen sind.

Karl Loeschhorn-Hettstedt

Großstadtjugend. Beobachtungen und Erfahrungen aus der Welt der großstädtischen Arbeiterjugend von Günther Dähn. Berlin, 1919. Heymann. VIII, 192 S. 8°. M. 6,—.

Der Verfasser hat über 10 Jahre mit gutem Erfolge einen christlichen Knabenverein und einen Jünglingsverein geleitet und mit klarem Blick die materielle und die geistige Lebenshaltung der Großstadtjugend beobachtet. Er scheint die pädagogischen und gemütlichen Eigenschaften im reichen Maße zu haben, die derjenige haben muß, der an dem körperlichen, geistigen und sittlichen Wohl der Großstadtjugend mitarbeiten will. Die Typen der Großstadtjugend: der Handwerkerlehrling, der junge Kaufmann, der ungelernte Jugendliche, der Halbstarke, der Realschüler sind richtig gesehen und dargestellt, wie jeder Be obachter der Großstadt bestätigen kann. Beachtenswerte Hinweise auf die Ausbildung von Führern durch den Helferdienst und durch die Erziehung zur Opfergesinnung, eine Fülle von wichtigen psychologischen und soziologischen Beobachtungen, viel Liebe zur Jugend trotz mancher Enttäuschung stecken in dem Buch, das jedem empfohlen sein mag, der in großstädtischen Jugendvereinen tätig ist oder sich mit Fragen der Großstadtjugend beschäftigt.

Die Einheitsschule im In- und Auslande. Kritik und Aufbau von Oskar Kühnhagen. Gotha, 1919. F. A. Perthes. 2. verb. Aufl. VIII, 159 S. 8°. M. 6.—.

In der neuen Auflage sind die Vorzüge und Nachteile des Buches geblieben. Das darin gesammelte reiche Material ist noch vermehrt; vermißt habe ich eine stärkere Berücksichtigung der Parteien, besonders der unabhängigen Sozialdemokratie. Recht schwach ist die Kritik, die sich oft auf Schlagworte stützt, und anfechtbar sind manche Vorschläge zum Neubau, z. B. bei der Rechtschreibung.

Das Lebenswerk der großen Pädagogen. Von Kurt Kesseler. Leipzig, 1920. Klinkhardt. 2. Aufl. 172 S. 8°.

Der Inhalt ist reichhaltiger und der Zusammenhang systematischer gestaltet, der Zusammenhang der Pädagogik mit den Welt- und Lebensanschauungen ist noch schärfer herausgearbeitet worden, so daß das Buch auch in der neuen Auflage viele Freunde finden wird

Geistig-sittliche Erneuerung und Volkshochschule. Ein Ruf nach geistiger Umkehr von Dr. Hermann Reinfried. Karlsruhe 1920. Badenia. 55 S. 8°. M. 2,20.

Der Verfasser bestimmt als Aufgabe der Volkshochschule: sie dient der Erneuerung der geistig-sittlichen und religiösen Lebensgrundlagen unseres Volkstums. Sie holt ihre Stoffe aus Religion, Kunst und Lebensphilosophie und leitet daraus geistig-sittliche Richtlinien für unser praktisches Leben ab. Den Unterricht in den Einzelfächern will er von der Volkshochschule abtrennen und den bestehenden Schulen angliedern. Mit Recht betont er das geistige Gebot der Gegenwart, als brauchbar sind auch die meisten seiner praktischen Vorschläge zu bezeichnen. Nur täuscht sich R. in seiner Verurteilung der heutigen Volkshochschulen. Sein Urteil stimmt zweifellos für die großstädtischen Einrichtungen, über die viel gesprochen und geschrieben wird; es gibt aber auch schon recht gute kleine Volkshochschulen, die in dem Sinne arbeiten, wie es R. fordert.

Jakob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz. Von Carl Neumann, ordentlicher Professor an der Universität Heidelberg. Gotha, F. A. Perthes. 1919. 83 S. 8°. M. 3,—. (Brücken. 1.)

Die vorliegende Schrift bringt den durchgesehenen, mit einigen Zusätzen vermehrten Neudruck zweier Aufsätze, die in der Deutschen Rundschau von 1907 und 1918 zuerst er schienen sind; in dem letzteren ist auch Burckhardts Gedächtnisrede auf Schiller 1859 ent-

halten. Beide Abhandlungen sollen dem Verständnisse für Burckhardts Persönlichkeit, seiner Anschauung und seinem Wesen dienen, die selbst im gebildeten deutschen Publikum lange noch nicht genug bekannt und gewürdigt sind. Glich doch Burckhardt von allen nachlebenden Menschen am meisten Goethe. Der hochbegabte Mann war schließlich nicht bloß Künstler und Gelehrter, sondern auch führender politischer Denker, nicht nur der „Geschmacksvormund“ des deutschen Volkes, sondern auch sein Prophet auf dem Gebiete des nationalen Lebens, auf den man leider nie genug, oft gar nicht hörte. Seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ sind erst 1918 in 3. Auflage erschienen, obgleich sie in jedermanns Hand sein sollten. — Mit Rankes „Großen Mächten“ und Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ sind sie das eigentliche Hand- und Lehrbuch des nationalen Politikers. Am meisten in unseren Tagen. Diesem Buche dient die vorliegende schöne tiefe und klare Schrift besonders zur Erläuterung und zum Verständnisse. Sie stammt aus der Feder des besten lebenden Kenners Jakob Burckhardts; Neumann darf sich geradezu als Verwalter des Geistesschatzes dieses bedeutenden Teiles eines wertvollen deutschen Erbes ansehen. Darum wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung; es „bildet“. — Brücken heißt dieses neue Serienwerk, weil es Verständnis und Verkehr zwischen den beiden Nachbarstaaten am Bodensee erleichtern möchte; es ist ja so vieles gemeinsames Kulturgut zwischen ihnen vorhanden. Wolfstieg

Für Menschheits-Kultur! Gegen Wirtschafts-Anarchie, Umsturz und Spießertum. Von Edgar Herbst. Leipzig-Wien, Anzengruber-Verlag. 1919. 55 S. 8°. M. 2,—.
Bringt trotz des entschieden sozialistischen Standpunktes in der Richtung von Goldscheid-Ernst-Abbéschen Schlages vieles Gute und manche sehr beachtenswerte Vorschläge, nur natürlich alles ungeschichtlich, radikal und wider Ultramontanismus und die frühere Gesellschaftsordnung. Wolfstieg

Vom Weltenbaumeister. Von Edgar Herbst. Leipzig und Wien, Anzengruber-Verlag o. J. 16 S. Kl. 8°. M. 0,30. Stimmen der Beschaulichkeit Nr. 1.
Bemüht sich der Kirchenlehre gegenüber zu zeigen, daß man das Göttliche wohl fühlen und ahnen, nimmermehr aber beschreiben, noch weniger beweisen kann. Religion läßt sich nicht lehren. Predigt die Selbsterlösung. Wolfstieg

Was sind Odd-Fellow-Brüder und was wollen sie? Wesen, Bedeutung und Ziele der Odd-Fellow-Logen. Zugleich ein Wegweiser für alle, die Aufnahme in diesen Orden suchen. Von Hermann Oesterwitz, Camburg a. d. Saale. Druck und Verlag von Robert Peitz. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. (9. bis 11. Tausend.) 1918. 8°. 31 S. Preis M. 1,—
Das recht beachtenswerte Schriftchen behandelt in der Hauptsache, und zwar durchgehends in streng sachlicher Weise die Entstehung und den Namen des Ordens der Odd-Fellows, seine Geschichte in England, Amerika und Deutschland, seine Verfassung und seine Zwecke, wobei er öfter und mit siegreichen Gründen gegen Hildebrand Gerber, der Odd-Fellow-Orden und das Dekret der Kongregation der Inquisition (vom 20. August 1894), Berlin, 1896 zu Felde geht. Oesterwitz weist aktenmäßig nach, daß das Bannerzeichen der Odd-Fellow-Brüder „In Freundschaft, Liebe und Wahrheit“ lautet, der Orden demnach, wie es S. 30 heißt, ein Freund dem Freunde, eine Stütze dem Bedrängten, ein Gefährte dem Forscher sein will und das Ziel verfolgt, dem Menschen, soweit möglich das höchste Gut zu schaffen. Wie die Kirche zunächst Glauben und das Freimaurertum Wissen verlangt, so fordert das Odd-Fellowtum Werktätigkeit neben Wissen. In diesem Sinne hat denn auch Thomas Wildey, der am 26. September 1819 die Washington-Loge Nr. 1

als erste Odd-Fellow-Loge in Amerika gründete, zum ersten Gebot für die Brüder erhoben „die Kranken zu besuchen, den Bedrängten zu helfen, die Toten zu begraben und die Waisen zu erziehen“, 1829 noch ergänzt durch die Forderung, „gleichmäßig auf die ausgeglichene Ausbildung des menschlichen Geistes und auf die gesunde Entwicklung des menschlichen Körpers ihr Augenmerk zu richten“ (S. 24/25).

Aus den sehr genauen geschichtlichen Mitteilungen dürften folgende einzelne Daten am meisten interessieren. Verf. hat S. 11—15 gegen Andräas, Weiß, Anton Ohorn u. a. nachgewiesen, daß eine „Loge der sonderbaren Brüder“ (Lodge of the Odd-Fellows) zuerst 1745 in London erwähnt wird, die ebenso wie die „Schlaraffia“ in Deutschland und Österreich ursprünglich 'nur ein Verein zur Pflege der Geselligkeit, nicht wie später, gleich dieser ein Hilfsverein mit den edelsten Zwecken war und ihren Ursprung nicht von den Bauhütten und der Freimaurerei ableiten kann. Von 1819 bis 1829 machte der Orden in Amerika keine wesentlichen Fortschritte, gewann aber von 1829 bis 1862 die stattliche Zahl von 426963 Mitgliedern und ein Einkommen von 20368057 Dollars, wovon allein 8804000 Dollars zu Krankenunterstützungen, für Begräbnisse und zur Waisenpflege verwendet wurden. Im Jahre 1894 gab es in den Vereinigten Staaten 18592 Logen mit 788968 Mitgliedern (S. 16—17). Am 1. Dezember 1870 wurde die erste Odd-Fellow-Loge in Deutschland, und zwar in Stuttgart eröffnet, 1871 weitere in Berlin, Dresden und Lychen in der Uckermark; bei der letzteren wurde die staatliche Anerkennung durch Verfügung der Kgl. Regierung ein für allemal ausdrücklich ausgesprochen (S. 18). Nachdem sich die Zahl der Odd-Fellow-Logen in Deutschland bis auf 13 erhöht hatte und daneben 4 sogenannte, lediglich für die Beratungen der Spitzen der Odd-Fellowschaft bestimmte „Lager“ eingerichtet waren, erfolgte am 28. Dezember 1872 im „Holländischen Hof“ zu Frankfurt a. M. die Begründung der Odd-Fellow-Groß-Loge des Deutschen Reiches, die ihren Sitz in Berlin hat (S. 18).

Die Bedingungen für die Aufnahme in den Orden stimmen in der Hauptsache überein mit den bei der Aufnahme in den Freimaurerbund vorschriftsmäßigen; der Orden erstrebt dieselben Ziele wie die Freimaurerei, aber auf anderen Wegen (S. 20); seine Verfassung ist „förderativ-demokratisch“ (S. 21); seit 1852 werden auch Frauen zu den Arbeiten des Ordens zugelassen (S. 23).

Hettstedt Karl Loeschhorn

Sozialistische Ethik, Kommunismus, Christentum. Von Dr. Franz Meffert. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 1919. 159 S. 8°. M. 2.70.

Trotz des streng katholischen Standpunktes der hier verwendeten Sozialethik ist das vorliegende sehr interessante Buch wohl empfehlenswert. Es weist die übertriebenen Sozialisierungsversuche, den Kommunismus und die falsche Auffassung vom Reichtum zurück und empfiehlt die Lehre der Kirche als Grundlage ethischen Aufbaus der neuen Wirtschaft. Das Buch ist recht lehrreich und zeugt von großer Kenntnis der einschlägigen Tatsachen von Seiten des Verfassers. Wolfstieg

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Im Novemberheft der Deutschen Monatshefte für christliche Politik und Kultur bringt der Herausgeber Dunkmann einen lesenswerten Aufsatz über die „Krisis der modernen Kultur und das Christentum“. Er kommt zu dem Ergebnis, daß jetzt Europa und seine Kultur allein durch das Christentum gerettet werden kann, als der Geistesmacht, die Europa einst gesammelt hat. Als praktischen Weg schlägt er einen deutschen

Kongreß für christliche religiöse Kultur vor. Weitere Aufsätze handeln von Constantin Frantz, dem großdeutschen Politiker und Schriftsteller, der als Führer zu einer deutschen und christlichen Realpolitik gefeiert wird, von der Volkshochschulbewegung und den Entwicklungsstufen der Volksbüchereien. Im Dezemberheft gibt Curtius einen Überblick über die politischen Ideen Lagardes, fordert Geo Runze eine das gesamte Volksleben umspannende religiöse Einheitskultur.

Im Januarheft der „Tat“ fordert Ernst Krieck als Vorbedingung des geistigen Aufbaues Rückkehr zum ewigen Gott, zur Mutter Erde und zum guten Geist der Väter. Natorp mahnt die freideutsche Jugend, durch Bildung von Genossenschaften die gegenwärtige Krise dieser Bewegung zu überwinden. Weitere Arbeiten beschäftigen sich mit Fragen des Sozialismus.

Im 2. Heft des „Vortrupps“ behandelt Popert die politische Lage der Zeit vom Standpunkt eines von Vernunft durchleuchteten Egoismus. Seine recht überzeugend klingenden rationalistischen Ausführungen vernachlässigen nur den Umstand, daß die Menschen niemals bloße Vernunftmenschen waren oder je sein werden. Weitere Aufsätze untersuchen die Zusammenhänge zwischen Arbeitsverfassung und Staatspolitik, die Durchführung eines neuzeitlichen Geschichtsunterrichts auf Grund einer objektiven (?), soziologischen Arbeitsmethode und die Gefahren eines übergroßen volkstümlich-wissenschaftlichen Schrifttums.

Im Januarheft des „Unsichtbaren Tempels“ tröstet uns Weidner mit Goethes Wort: Wir heißen euch hoffen!, bestimmt Selter als Ziel der deutschen Freimaurerei ein menschheitliches, nicht internationales Vorwärtsstreben. Endres lehnt den Antisemitismus als unvereinbar mit der Menschenliebe ab, Paulsen prägt ein neues Schlagwort „Individual-Sozialismus“, Schildecker will für die religiöse Erziehung auch frische und gesunde Ideenquellen aus nicht-religiösem Gebiete heranziehen.

Im Heft 4 der Zeitschrift für Auslandskunde „Spanien“ berichtet Prof. Westermann über deutsch-spanische Friedensarbeit während des Krieges, die eine erfreuliche Aussicht auf die künftigen Beziehungen beider Länder gewährt. Außer zahlreichen Mitteilungen aus dem wirtschaftlichen und kulturellen Leben Spaniens enthält das Heft noch Aufsätze über den Bildhauer Giralte (1500—1576), über Cortes und die Eroberung von Mexiko und über einen Besuch in Tanger 1914.

Die „Süddeutschen Monatshefte“ bringen im Dezemberheft eine ziemlich eingehende Übersicht über die Vorgeschichte des Weltkrieges und Deutschlands Schuld aus der Feder des Grafen Reventlow, im Januarheft zahlreiche Berichte von Kriegsteilnehmern über ihre Erlebnisse in der Gefangenschaft, die ein erschütterndes Bild von den Kriegswirkungen auf den Einzelmenschen geben.

Das „Deutsche Volkstum“, Monatsschrift für das deutsche Geistesleben, enthält in seinem Novemberheft eine Auseinandersetzung über Antisemitismus zwischen dem Herausgeber Stapel, Loewenberg und Colsmann, in der Stapel seinen deutsch-völkischen Standpunkt verteidigt; das Dezemberheft bringt Abhandlungen über deutsches Christentum, deutsche Märchenschönheit, über Fontane als den Dichter der Bismarckzeit. Im Januarheft fordert Stapel statt des zusammengebrochenen Nationalismus deutsche Volksbewußtheit, Ferchau eine vertiefte Betrachtung der Vergangenheit, außerdem in allen Heften zahlreiche kleine Beiträge und Beobachtungen vom deutsch-völkischen Standpunkt.

Seit April 1919 erscheinen im Verlag Volkshaus in Berlin-Wilmersdorf die beiden Zeitschriften: Das Volkshaus und Die Volkshochschulgemeinde (Heft 1—3 u. d. T. die freie Volkshochschule). Das „Volkshaus“ behandelt in kurzen Aufsätzen praktische Fragen, die mit dem Volkshaus und der Volkshausarbeit zusammenhängen. Wir finden in den vorliegenden Heften neben vielen Vorschlägen und Erfahrungen Berichte über bildende Kunst im Volkshaus, Lesehallen für Erwerbslose, Volkskunstausstellungen u. ä. Die „Volkshochschulgemeinde“ enthält Berichte über Wesen und Ziele der freien Volkshochschulen, Stadtvolkshochschulen, Prüfungen in Volkshochschulen und über verwandte Fragen.

„Die Saat“, eine Monatsschrift für häusliche Erziehung und Bildung, herausgegeben von Schulrat König, erscheint im Türmer-Verlag seit Oktober 1919. Sie will Vätern und Müttern helfen, die Kinder in deutschem und christlichem Sinne zu erziehen und zu belehren. Die beiden ersten Hefte enthalten manchen anregenden Beitrag zu diesen Fragen.

SPRECHSAAL

Über Kulturpolitik schreibt Geo Runze in den Deutschen Monatsheften für christliche Politik und Kultur 1. Jahrgang. 3. Heft. S. 173:

Aber wichtiger ist, daß nun endlich ernst gemacht wird mit der Aufgabe, die uns, gerade in dieser Zeit des äußerlichen Niederganges, obliegt: neben der Kunst und Wissenschaft die Religion heranzubilden, um die Verjüngung der geschwächten Volksgemeinschaft zu beschleunigen und zu sichern. Max Dessoir hat in der Monatsschrift „Gerechtigkeit“ den Vorschlag gemacht, eine Kulturpartei innerhalb der Volksvertretungen zu begründen und (was eher durchführbar wäre) eine deutsche Akademie als Reichskulturamt für Religion, Kunst und Wissenschaft, verfassungsmäßig, mittels staatlicher Organisation, zu schaffen. Neben den Künstler und den Forscher soll als dritter, wenn nicht erster, im Bunde der Pfleger des Heiligen, der gottgelehrte Priester treten, mit der ehrenvollen Aufgabe, an die Gesamtheit der zeitlichen Interessen den idealen Sinn und Geschmack für das überzeitliche Erhabene in den Werten und Rätseln des Daseins zu knüpfen. Gewiß ein berechtigter Gedanke.

Aber dann erst, wenn solches Erfordernis allgemein anerkannt wird und wenn es gelingt, eine einheitliche religiöse Kultur in das zerklüftete Volksleben so einzulagern, daß in geschichtlicher Kontinuität mit dem wertvollen Alten ein gesteigerter Sinn für das Neue von den Massen ergriffen wird und ein Strom lebendiger Geisteskräfte in strengster Einheitlichkeit mit der wissenschaftlichen Wahrheit und in ansprechendster Umrahmung mit den Gebilden und Darbietungen volkstümlicher Kunst die spontane Weiterentwicklung erwarten läßt: dann erst wird man sagen können, daß nicht, wie so viele der in den letzten Jahren versäumten Gelegenheiten, auch der zu überwältigender Neuschöpfung so überaus günstige Gegenwartsmoment wiederum ungenutzt verpaßt worden sei.

Verantwortlich für die Aufsätze: Prof. Dr. Ferd. Jak. Schmidt, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55, für den übrigen Teil: Dr. Georg Heinz, Berlin O 34, Warschauer Str. 63.
Beiträge jeweils an die zuständige Anschrift erbeten.
Verlag: Alfred Unger, Berlin C 2, Spandauer Str. 22. — Druck: Imberg & Lefson G. m. b. H. in Berlin SW 48, Wilhelmstr. 118.